

Jürg Helbling

Der Niedergang des Strukturfunktionalismus und der Aufstieg paradigmatischer Alternativen in der Ethnologie

Abstract: The paper explores the main paradigmatic failures of structural functionalism in anthropology. Structural functionalism explains institutions and social behavior by their contribution to the reproduction of social structure. Starting from Radcliffe-Brown and Malinowski, who represent two main variants of functionalism in anthropology, its main paradigmatic problems are discussed: its inability to analyze social conflict and change, its reducing of society to norms and values as well as its mode of explaining social facts. These failures are illustrated by two functional theories of tribal wars, by Evans-Pritchard and by Rappaport. Various theoretical alternatives emerge from the decline of functionalism in anthropology. Conflict theory as well as game theory, new institutionalism, theories of collective action and evolutionary economics represent true alternatives. This again is illustrated by a theory of tribal war, explaining cooperation both within local groups and between allies against the background of the warlike social environment in which local groups are interacting.

1. Der Strukturfunktionalismus

Der Strukturfunktionalismus dominierte die Sozialwissenschaften von den späten 20er-Jahren bis weit in die 60er-Jahre des 20. Jahrhundert hinein und ist – direkt oder indirekt – in Form des Neofunktionalismus von J. Alexander und der funktionalen Systemtheorie von N. Luhmann bis heute einflussreich geblieben. Diese Dominanz war zeitweise so stark, dass der Strukturfunktionalismus mit Sozialwissenschaft schlechthin gleichgesetzt wurde. Bei Spencer, vor allem aber bei Durkheim beginnt er als theoriengeschichtliche Formation. Malinowski und Radcliffe-Brown begründeten den ethnologischen Strukturfunktionalismus in den 20er-Jahren, der in der Folge vor allem in England und den Commonwealth-Ländern dominierte. Der Strukturfunktionalismus stieg in den 40er-Jahren und unter dem Einfluss von Parsons, Davis und anderen auch in der angelsächsischen Soziologie zum dominanten Paradigma auf. In der Ethnologie sind Fortes, Evans-Pritchard, Goody, Firth und Leach, teilweise auch Gluckman die Hauptvertreter der zweiten Generation der funktionalistisch orientierten ‚social anthropology‘. Evans-Pritchard, Gluckman und Leach sind später allerdings ins Lager der Kritiker des Strukturfunktionalismus gewechselt.

Die paradigmatische Grundfigur des Strukturfunktionalismus wird von den beiden Begriffen „Struktur“ und „Funktion“ bestimmt. Eine Struktur (oder ein System) liefert die systematische Beschreibung eines Gesellschaftsganzen und sei-

ner Teile. Die Struktur hat somit eine bloss beschreibende Rolle (anders als etwa im Strukturalismus). Den erklärenden Part übernimmt der Begriff der Funktion, der in der funktionalistischen Erklärung eine Wirkursache darstellt: Ein Teil des Gesellschaftssystems – sei das eine Institution oder eine standardisierte Handlungsweise – wird erklärt mit ihrem Beitrag zur Aufrechterhaltung, d.h. zur Reproduktion dieses Systems. Die Funktion ist also, wie Durkheim formuliert, die Übereinstimmung eines Systemelementes mit einem ‚Systembedürfnis‘, das zu befriedigen eben die Funktion der Systemelemente ist. Von dieser strukturfunktionalistischen Verwendung des Begriffs der Funktion lassen sich andere Verwendungsformen unterscheiden, die nicht spezifisch funktionalistisch sind und mit denen wir uns hier nicht beschäftigen werden. Beispielsweise bezeichnet der Begriff Funktion ab und zu auch die von den Akteuren nicht-intendierten Auswirkungen einer Handlung oder Institution in einem Sozialsystem, oder er steht für eine systematische Beschreibung eines Gesellschaftsganzen und der Interdependenz seiner Teile.

Zunächst sollen die beiden wichtigsten Varianten der funktionalistischen Ethnologie – jene von Radcliffe-Brown und von Malinowski – kurz vorgestellt sowie die Eigenschaften und spezifischen Probleme dieses Paradigmas diskutiert werden. Anschliessend werde ich zwei funktionalistische Theorien des tribalen Krieges behandeln: jene von Evans-Pritchard, einem Nachfolger von Radcliffe-Brown, und jene von Rappaport, der die Tradition von Malinowski weiterführt. Der Krieg ist ein besonders interessantes Problem für den Funktionalismus, weil der Nachweis, dass Krieg einen positiven Beitrag zum Bestandserhalt einer Gesellschaft oder zum Wohlergehen der Individuen leistet, angesichts der hohen Kosten und Verluste, die er nach sich zieht, besonders schwer zu erbringen ist. Anhand dieser beiden Theorien des tribalen Krieges lassen sich die Schwächen des funktionalistischen Paradigmas, die mit zu seinem Niedergang geführt haben, deshalb besonders gut aufzeigen. Anschliessend soll eine weitere Theorie des tribalen Krieges vorgestellt werden, die bereits ausserhalb des Funktionalismus formuliert ist. Sie kombiniert Konflikttheorie, Neue Institutionenökonomie, Evolutionsökonomie und Spieltheorie, die aus dem Niedergang des Strukturfunktionalismus hervorgegangen sind und in den letzten Jahren auch in der Ethnologie an Einfluss gewonnen haben.

2. Radcliffe-Brown und das Paradigma des Strukturfunktionalismus

Radcliffe-Brown und Malinowski gelten als die beiden Begründer des Funktionalismus in der Ethnologie. Es ist kein Zufall, dass beide gegen die evolutionistischen Grossentwürfe und spekulativen Kulturgeschichten der Armchair-Ethnologen des 19. Jahrhunderts die Bedeutung der empirischen Erforschung primitiver Gesellschaften betont haben, zu diesem Zweck ethnographische Feldforschung gefordert und selber praktiziert haben. Im Vordergrund stand nun die systematische Beschreibung lokaler Gesellschaften und Erklärung von Handlungsweisen und Institutionen, und zwar ohne spekulativen Rückgriff auf Ge-

schichte. Dazu lieferte der Strukturfunktionalismus den geeigneten theoretischen und methodischen Rahmen.

Radcliffe-Brown stellte die strukturfunktionalistische Erklärungsweise in verschiedenen Publikationen dar (1935; 1940). Im Zentrum steht der Begriff der Struktur als der Gesamtheit der gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Individuen zu einem gegebenen Zeitpunkt (Beziehungsgeflecht zwischen Individuen). Aus dieser Struktur lässt sich eine soziale Form ermitteln, welche die stabilen Beziehungen zwischen Personen als sozialen Rollenträgern abbildet (Beziehungsgeflecht zwischen Rollen). Die soziale Form besteht in staatenlosen Gesellschaften im Wesentlichen aus Verwandtschaftsbeziehungen: Blutsverwandtschafts-, Heirats- und Deszendenzbeziehungen, die soziale Rollen definieren und ein System von Rechten und Pflichten bilden.

Jede Gesellschaft ist ein integriertes Ganzes, das unabhängig von den Handelnden konzipiert werden kann. Die Struktur ist ein institutionalisiertes System von Normen und Werten. Diese wiederum formulieren die Reproduktionsbedingungen des Gesellschaftssystems und geben den Akteuren entsprechende Handlungsanweisungen. Normen bestimmen die gegenseitigen Handlungserwartungen und definieren soziale Rollen; sie werden (positiv und negativ) sanktioniert, symbolisch-rituell verstärkt und von den Individuen während ihrer Erziehung internalisiert. Deshalb ist gemäss Radcliffe-Brown allgemeine Normenkonformität die Regel und ein stabiles Verhaltensmuster die Folge, was als nicht-intendierte Wirkung zur Reproduktion des Systems führt. Die normativen Handlungsanweisungen bestimmen das Verhalten der Individuen, und diese wiederum reproduzieren aufgrund ihrer Normenkonformität das Systemganze. Somit entspricht in Radcliffe-Browns Modell das normativ vorgeschriebene Verhalten dem tatsächlichen Verhalten der Akteure. Selbst die Ausnahmen (Normenbrüche) lassen sich funktional erklären, denn die exemplarische Bestrafung steigert die Normenkonformität der Mehrheit. Es findet sich bei Radcliffe-Brown – viel deutlicher als bei Durkheim – eine Reduktion von Gesellschaft auf Kultur, d.h. auf Normen und Werte.

Radcliffe-Brown war von der Durkheimschen Argumentation so stark beeindruckt, dass er seinen ersten ethnographischen Bericht über die Andamaner, den er im Anschluss an seine Feldforschung 1906–1908 angefertigt hatte, nach der Lektüre der *Formes Élémentaires de la Religion* (1912) für seine Publikation von 1922 vollständig überarbeitete. Durkheim hatte sich in seinem Werk mit dem totemistischen Ritualkomplex der australischen Aborigines beschäftigt. Die australischen Wildbeutergesellschaften sind segmentär organisiert, sie bestehen aus gleich organisierten, nicht arbeitsteilig miteinander verknüpften und weit verstreuten Patriklangruppen. Die Gesellschaft bedarf deshalb einer kulturellen Integration, um nicht auseinanderzufallen, d.h. eines ‚Kollektivbewusstseins‘, um mechanische Solidarität zu gewährleisten. Das totemistische System enthält ein Modell der symbolischen Ordnung, das soziale Einheiten (Patriklane, ‚Heiratsklassen‘, Hälften) mit mythischen Ahnenwesen sowie mit Tieren und Pflanzen in Beziehung setzt. Es macht die rituelle Kooperation der Patriklane notwendig und enthält den moralischen Kodex, an den sich die Menschen halten sollen. Die rituellen Zusammenkünfte erzeugen überdies solidarische Gefühle und Gruppen-

identität, und die Überzeugung setzt sich durch, dass Menschen nicht als Einzelindividuen, sondern nur dank der Gesellschaft Überleben, die sie deshalb als etwas Heiliges betrachten. Auf diese Weise fördert das totemistische System die Kooperation der Klane und den Zusammenhalt der Gesellschaft.¹

Nach Radcliffe-Brown müssen die sozialen Strukturen – also: verwandtschaftliche und religiöse Systeme – nicht nur beschrieben und klassifiziert, sondern auch miteinander verglichen werden.² Die Ethnologie ist demnach, anders als die diversen Spielarten des Kulturalismus, eine vergleichende Wissenschaft, die nach sozialen Gesetzmässigkeiten sucht. Ein Vergleich von Deszendenz, Verwandtschaftsterminologie und religiösen Systemen soll zur Formulierung von Gesetzmässigkeiten führen, die Radcliffe-Brown ‚laws of existence and persistence‘ oder ‚social statics‘ nennt. Diese Gesetze beziehen sich im Wesentlichen auf die funktionalen Erfordernisse des Sozialsystems im allgemeinen. Dazu gehört einmal das Prinzip der funktionalen Konsistenz, demzufolge keine dysfunktionalen Beziehungen zwischen den Institutionen bestehen dürfen. Ein zweites Gesetz besagt, dass die sozialen Handlungen über verbindliche und eindeutig formulierte und sanktionierte Rechte und Pflichten standardisiert und gegenseitig abgestimmt sein sollen (Prinzip der Koadaptation). So etwa organisieren in tribalen Gesellschaften unilineare Abstammungs- und unilokale Residenzregeln die Zugehörigkeit zu Lokalgruppen, die Weitergabe von Eigentum sowie von Gütern und Ämtern. Durch eindeutige Regeln werden gemäss Radcliffe-Brown Unklarheiten und Konflikte in der sozialen Interaktion vermieden und wird im Endeffekt die Integration der Gesellschaft ermöglicht. Allerdings bestehen gewisse Zweifel, ob die Eineindeutigkeit solcher Normen tatsächlich so entscheidend ist, wie Radcliffe-Brown meint. Ambilinear oder bilateral organisierte Gesellschaften, in denen Gruppenmitgliedschaft und Nachfolge nicht eindeutig definiert und die Radcliffe-Brown deshalb ‚loosely structured‘ nennt, sind nämlich nicht krisenhafter als Gesellschaften mit unilinearen, unilokalen Verwandtschaftsregeln und funktionieren ebenso gut wie diese.

Die Resultate von Radcliffe-Browns funktionalistischem Forschungsprogramm fielen enttäuschend aus. Die Gesetze der sozialen Statik waren nicht viel mehr als Tautologien: Gemäss Prämisse ist die Funktion einer Institution ihr positiver Beitrag zur Systemerhaltung (1950, 62). Hätte ein Systemelement keine Funktion, würde es nicht existieren, und da es existiert, muss es offensichtlich

¹ Ähnlich argumentiert Radcliffe-Brown in der Folge am Beispiel der Andamaner: Die Nahrung wird individuell oder im Familienverband beschafft, aber auch nach bestimmten Regeln innerhalb einer Gruppe von 40 bis 50 Personen geteilt, so dass unterschiedliche Familienerträge ausgeglichen werden können. Das bringt allen Individuen die Tatsache ins Bewusstsein, dass ihr Überleben von der Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft (Struktur) abhängt, und führt zu entsprechenden Institutionen und sanktionierten Normen (Soziale Form). So etwa bringt das Verteilen von Nahrungsmitteln dem Grosszügigen Reputation, dem Faulen aber öffentliche Missbilligung (Sanktionen). Diese Normen finden auch einen Ausdruck im rituellen Leben der Andamaner: Anlässlich der Initiationszeremonien wird den Jungen die wichtige Bedeutung der Nahrung, des gerechten und sozial konformen Verteilens sowie die Tugend des Arbeitseifers gelehrt. Diese religiöse Ritualisierung der Moral und Normen wiederum fördert die Kooperation unter den Gesellschaftsmitgliedern und somit den Zusammenhalt der Gesellschaft.

² Ich werde im Folgenden der Einfachheit halber nur noch den Begriff ‚Struktur‘ verwenden, wo Radcliffe-Brown von ‚sozialer Form‘ spricht.

eine Funktion haben. In diesem Fall ist die Erklärung tautologisch und zirkulär. Oder aber die funktionalistische Erklärung wird normativ verstanden in dem Sinne, dass Systemelemente nur existieren, wenn sie funktional sind. In diesem Fall lässt sich aber die Existenz dysfunktionaler Institutionen (wie jene in ‚loosely structured societies‘) und von Systemelementen ohne Funktion nicht erklären. Es ist deshalb auch schwer vorstellbar, wie sich Radcliffe-Browns Gesetzmässigkeiten (laws of existence and persistence) anhand empirischer Daten überhaupt falsifizieren lassen. Ausserdem wurde dem Strukturfunktionalismus Radcliffe-Brownscher Provenienz vorgeworfen, er könne Konflikte, Veränderung, überhaupt Geschichte nicht erklären. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob der Strukturfunktionalismus aus paradigmatischen Gründen unfähig sei, Konflikte und sozialen Wandel, kurz: Dysfunktionalitäten, zu analysieren. Drei mögliche Gründe müssen in diesem Zusammenhang genauer betrachtet werden: der *Struktur*begriff, die Reduktion von Gesellschaft auf *Kultur* und der *Funktions*begriff.

1) ‚Struktur‘ wird oft als Gegenbegriff zu ‚Prozess‘ aufgefasst; da nur Prozesse Veränderungen auslösen und darstellen, können gemäss Leach (1954) strukturorientierte Theorien Veränderungsprozesse grundsätzlich nicht beschreiben und schon gar nicht erklären. Dem ist jedoch entgegen zu halten, dass der Strukturbegriff als solcher die Analyse von Veränderungen in keiner Weise verhindert. Im Gegenteil ist er hierfür eine unverzichtbare Vorbedingung, denn Veränderungsprozesse lassen sich nicht anders als mittels zweier Modelle – vor und nach dem Wandel – beschreiben. Erst der Unterschied zwischen Strukturzustand 1 und 2 macht die spezifischen Veränderungen deutlich. Die Gründe für Veränderungen liegen dann entweder in der Dynamik des ersten Zustandes oder in externen Einflüssen.

2) Ein für die Analyse von Konflikten und sozialen Veränderungen schwerwiegenderes Problem ist der Umstand, dass ‚Struktur‘ von allen Funktionalisten mit Werten und Normen gleichgesetzt wird. Die Radcliffe-Brownianer tendieren dazu, Gesellschaften auf deren Wert- und Normensysteme zu reduzieren, die jedoch kulturell-ideologischer Natur sind; die Ebene des realen Sozialverhaltens und der ökonomischen und politischen Strukturen, die von den normativen grundlegend abweichen können, bleiben ausgeklammert. Da es nun zur Eigenart jeglicher Ideologie gehört, dem Systemerhalt zu dienen, indem Konflikte und Wandel negiert und Machtdifferenzen als Komplementaritäten oder als in der ‚Natur der Sache‘ liegend dargestellt werden, werden Konflikte, Veränderungen und Dysharmonien auf Kosten der Überbetonung von Gleichgewicht und Harmonie – paradigmatisch zwingend – aus dem Blickfeld einer funktionalistischen Untersuchung ausgeblendet.

3) Auch die funktionalistische Erklärungsweise selber verunmöglicht – aufgrund ihrer inhärenten Logik – die Analyse von Konflikt und sozialer Veränderung. Der Funktionalismus erklärt jede Institution oder standardisierte Handlungsweise mit ihrem positiven Beitrag zum Bestandserhalt des Sozialsystems. Wenn aber die Existenz einer Institution oder standardisierten Handlungsweise funktional, also durch ihren positiven Beitrag zur Systemerhaltung erklärt wird, lassen sich Wandel und Konflikte (Dysfunktionen) deshalb nicht erklären, weil es kaum ein Erfordernis der Systemerhaltung mit Dysfunktionalitäten sein

kann, eben diese Systemerhaltung zu gefährden. Auf diese Weise verunmöglicht die Struktur der funktionalistischen Erklärungslogik die Konzeption sozialer Veränderungen.

Diese drei Merkmale, die den Strukturfunktionalismus und seine Anhänger kennzeichnen, treffen nicht im selben Masse für Malinowski und die von ihm begründete Variante des Funktionalismus zu.

3. Malinowski und die funktionalistische Kritik am Strukturfunktionalismus

Malinowski (1922; 1929; 1935; 1948) ist vor allem als Ethnograph der Trobriand-Insulaner bekannt geworden. Am Beispiel seiner Analyse von Magie, Wirtschaft, Recht und Verwandtschaft kritisierte Malinowski einige damals gängige Theorien und Ideologien: Gegen die These des ‚irrationalen Wilden‘ in Wirtschaft und Denken wies er auf die Zweckrationalität und die pragmatische Vernunft auch in ‚primitiven Gesellschaften‘ hin; und gegen die Logik des Homo oeconomicus betonte er die kulturellen Beschränkungen der Entscheidungen und Bedürfnisse.

Malinowski gehört aber auch zu den ersten Kritikern des Strukturfunktionalismus von Radcliffe-Brown, mit dem er zwar die Ansicht, dass alle kulturellen und sozialen Aspekte nur im Zusammenhang des Gesellschaftsganzen zu erklären seien, ebenso wie die funktionalistische Erklärungsweise gemeinsam hatte. Es finden sich aber dennoch theoretische Differenzen, die für Malinowski immerhin so wichtig waren, dass er sich in Abgrenzung zu Radcliffe-Brown nur als Funktionalist bezeichnete. In *A Scientific Theory of Culture* (1944) skizziert er seine funktionalistische Methode und Gesellschaftskonzeption.

Entscheidend ist erstens, dass Malinowski – anders als Radcliffe-Brown – zwischen Normen und Verhalten, zwischen normativen und pragmatischen Aspekten des Handelns unterscheidet. Eine zweite wichtige Differenz zum Gesellschaftsmodell von Radcliffe-Brown besteht darin, dass Malinowski nicht (nur) die Erhaltungsbedingungen des Gesellschaftsmodells, sondern auch und vor allem die biologischen Bedürfnisse der Individuen als funktionalen Bezugspunkt zur Beschreibung einer Gesellschaft und ihrer Institutionen wählt. Individuen schließen sich zu Gruppen zusammen (und bilden eine ‚Kultur‘), weil sie ihre basalen Bedürfnisse (Nahrung, Schutz vor Witterung und Prädatoren, Geschlechtstrieb etc.) nur so befriedigen können (instrumental needs). Zu diesem Zweck werden ‚materielle Apparate‘ entwickelt: also Technologien, Wirtschaftsweisen, Ehe und Familie, soziale Kontrolle, politische Organisation etc. Aus dem Zusammenleben der Individuen und der Existenz materieller Apparate ergeben sich neue Bedürfnisse, sogenannte abgeleitete Bedürfnisse (derived oder integrative needs), denn Akteure müssen sich so verhalten, dass die Gesellschaft ‚funktioniert‘ und ein reibungsloses Zusammenspiel der materiellen Apparate gewährleistet ist. Diesem Zweck dient neben Normen und Werten die ‚mythical charter‘, eine Sinn stiftende Weltanschauung. Malinowskis Gesellschaftsmodell lässt sich somit in folgende Kurzform bringen: Basale Bedürfnisse (Nahrung, Behausung, Sexualität, Verteidigung etc.) werden mit Hilfe von materiellen Apparaten (Landwirtschaft,

Hausbau, Ehe) befriedigt; die materiellen Apparate müssen sozial integriert sein und die Individuen sich gesellschaftskonform verhalten; dafür sorgen integrative Apparate (Recht und Normen, Weltanschauung).

Die biologischen Bedürfnisse bestimmen also einerseits die Gesellschaft, diese wirkt aber andererseits wieder modifizierend auf die Bedürfnisse zurück. Dies könnte als Widerspruch interpretiert werden, denn einerseits erklärt Malinowski Gesellschaft durch ihre Funktion, die biologischen Bedürfnisse zu befriedigen, wobei Gesellschaft zum Instrument der Bedürfnisbefriedigung reduziert wird, andererseits ist Gesellschaft eine eigenständige Realität, die das Verhalten der Individuen normativ regelt und selbst die biologischen Bedürfnisse modifiziert. Gegen den ersten Teil der These ist einzuwenden, dass biologische Bedürfniskonstanten weder die Spezifik einer Gesellschaft noch die Unterschiede zwischen verschiedenen Gesellschaften erklären können und dass Gesellschaft eine inhärente Logik und Eigendynamik aufweist und sich deshalb nicht zum ‚Adaptationsinstrument‘ einer Population reduzieren lässt. Der zweite Teil des Arguments unterscheidet Malinowski nicht von Radcliffe-Brown. Das Argument als Ganzes ist somit widersprüchlich, seine eigentliche Pointe liegt jedoch in einer Erkenntnis, die Malinowski deutlich von Radcliffe-Brown unterscheidet: Die biologischen Konstanten dienen Malinowski nämlich nicht so sehr zur Erklärung, sondern als Referenzsystem zur Beschreibung und zum Vergleich von Gesellschaften, d.h. als Summe von Problemen, mit denen sich jede Gesellschaft konfrontiert sieht. Malinowski übernahm zwar nie den Begriff ‚Struktur‘ oder ‚System‘, der für Radcliffe-Brown mit dem Wert- und Normensystem deckungsgleich war, sondern zog den vageren, aber umfassenderen Begriff ‚Kultur‘ vor. Dennoch haben bei ihm Normen, Werte und Weltansichten, wie bei Radcliffe-Brown, die Funktion, die Integration der Gesellschaft zu sichern. Malinowski berücksichtigt also nicht nur die Integrationserfordernisse des Systems, sondern auch die biologischen Bedürfnisse der Individuen oder einer Population. Entsprechend lassen sich Handlungsweisen und Institutionen funktional sowohl auf Systemerfordernisse als auch auf biologische Bedürfnisse beziehen. Dies ermöglicht die analytische Einsicht, dass Institutionen auch dysfunktional sein können: bezüglich der Befriedigung biologischer Bedürfnisse oder bezüglich gesellschaftlicher Integrationserfordernisse. Da die Handlungsmotive der Individuen nicht mehr nur die internalisierten und sanktionierten Normen sind, wie bei Radcliffe-Brown, sondern auch von den biologischen Bedürfnissen und individuellen Interessen mitbestimmt werden, lässt sich das Handeln der Akteure nicht mehr durch simplen Rekurs auf das Normensystem erklären. Normativ vorgeschriebenes Verhalten ist nicht mehr a priori identisch mit tatsächlichem Verhalten. Indem Gesellschaft nicht mehr auf Kultur reduziert wird, sondern die normativ-ideologische Ebene von der Ebene des realen wirtschaftlichen und politischen Verhaltens unterschieden wird, skizziert Malinowski ein weit differenzierteres Modell der Gesellschaft als Radcliffe-Brown.

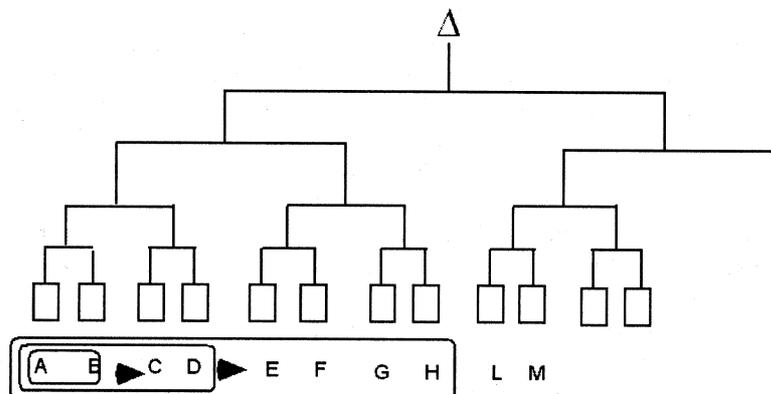
Mit Radcliffe-Brown und Malinowski haben wir nun die beiden wichtigen Varianten des Strukturfunktionalismus dargestellt, die auch die nachfolgenden Vertreter dieses Paradigmas in der Ethnologie prägen. Dies wollen wir am Beispiel von zwei Theorien des tribalen Krieges zeigen: Evans-Pritchards Theorie

der segmentären Lineage-Gesellschaft, die dem Ansatz von Radcliffe-Brown folgt, und Rappaports ökofunktionale Theorie, die u.a. auf Malinowski zurückgeht.

4. Evans-Pritchard: Krieg in einem segmentären Lineage-System

Mit Evans-Pritchard und Fortes (1940) wird der Strukturfunktionalismus zur dominanten Richtung innerhalb der Ethnologie. Die beiden begründen die politische Anthropologie, erneuern auch die Verwandtschaftsethnologie und verfeinern in diesen beiden Bereichen den strukturfunktionalistischen Ansatz von Radcliffe-Brown. War bei Radcliffe-Brown die soziale Struktur einer ‚primitiven Gesellschaft‘ deckungsgleich mit den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Personen, führen nun Evans-Pritchard und Fortes (1940) einen zweifachen Unterschied ein. Die beiden Autoren unterscheiden nicht nur zwischen ‚kinship system‘ (Netzwerk genealogischer Beziehungen zwischen Personen) und ‚lineage system‘ (Beziehungen zwischen Abstammungsgruppen), sondern auch zwischen diesem (verwandtschaftlichen) ‚lineage system‘ und einem territorialen, politischen System, bestehend aus Lokalgruppen. Die beiden Prinzipien verbinden sich zu lokalen Lineages, aus denen die politische Struktur in sogenannten segmentären Lineage-Gesellschaften besteht, wie Evans-Pritchard am Beispiel der Nuer im Südsudan zeigt.

Die Gesellschaft der Nuer besteht nach Evans-Pritchard (1940, 1951) aus einer Vielzahl von lokalen Abstammungsgruppen von in väterlicher Linie von einem Ahnen abstammenden Männern, zuzüglich ihrer eingeheirateten Ehefrauen und abzüglich ihrer in andere lokale Patrigruppen verheirateten Schwestern. Diese lokalen Patrigruppen sind unterschiedlich nahe miteinander verwandt, obwohl alle letztlich vom (fiktiven) Ahnen aller Nuer abstammen. Das folgende Modell zeigt die genealogischen Verknüpfungen der lokalen Patrigruppen (hier als Kästchen A, B, C, ... symbolisiert) und die Abzweigungen auf verschiedenen genealogischen Ebenen.



Die unterschiedlich engen genealogischen Beziehungen zwischen den lokalen Patrigruppen bestimmen gemäss Evans-Pritchard auch deren Konfliktverhalten. Lokalgruppen in tribalen Gesellschaften werden von keinem Staat kontrolliert und leben deshalb unter hobbesianischen Bedingungen eines endemischen Kriegszustandes. Evans-Pritchard stellt sich die Frage, wie Gesellschaften unter diesen Bedingungen dennoch weiter existieren können und nicht vielmehr durch Kriege destabilisiert werden und zusammenbrechen. Das segmentäre Lineage-System institutionalisiert Beziehungen komplementärer Oppositionen, die letztlich darauf beruhen, dass sich jede Gruppe mit näher verwandten gegen entfernter verwandte Gruppen alliiert. Auf diese Weise stehen sich immer etwa gleich starke Koalitionen gegenüber, was die Kriegsaktivitäten einschränkt und reduziert. Und auch Konflikte zwischen alliierten Gruppen werden nach Möglichkeit friedlich beigelegt, da die Koalition ansonsten geschwächt würde. Am Ende dieser Kettenreaktion der komplementären Opposition steht der kriegerische Gegensatz zwischen Nuer und Nachbarethnien wie den Dinka und den Anuak, gegen die alle Nuer-Gruppen zusammenstehen. Auf diese Weise wird die Integration der gesamten Nuer-Gesellschaft gestärkt.

Die verwandtschaftlich formulierten Rechte und Pflichten regeln, diesem Modell zufolge, Konflikt und Kooperation zwischen lokalen Patrigruppen. Gerade durch die Beziehungen der komplementären Opposition vermag das Gesellschaftssystem ein homöostatisches Gleichgewicht aufrechtzuerhalten, weil sie letztlich die Nuer als Ganzes gegen benachbarte Stämme vereint. Nach Evans-Pritchard ist es die Funktion der verwandtschaftlich-rechtlichen Regulierung von Fehden und Kriegen, das Gleichgewicht und den Weiterbestand der Gesellschaft zu sichern. Scheinbar handelt es sich hier um ein dynamisches System, doch lassen sich weder Geschichte noch soziale Veränderung denken, weil das System durch eine inhärente Tendenz zur ständigen Wiederherstellung des Gleichgewichts und der sozialen Integration gekennzeichnet ist. Auch der Krieg, der im Gefolge von Durkheim als Bedrohung für die soziale Ordnung erachtet wird und dessen ‚Einhegung‘ und Regulierung die Funktion des Systems der komplementären Oppositionen ist, interessiert nur aufgrund seines Beitrags zum homöostatischen Gleichgewicht der Gesellschaft. Historische und ethnographische Daten – auch zu den Nuer (vgl. Kelly 1985 und Johnson 1981; 1982; 1985; 1986) – zeigen indes, dass Krieg ein integraler Bestandteil von tribalen Gesellschaften ist, also keine Bedrohung für deren Integration darstellt. Deshalb kann auch die normative Regulierung des Krieges nicht als Beitrag zur Neutralisierung seiner angeblichen Bedrohung des Systemerhalts interpretiert werden. Lokalgruppen in diesen Gesellschaften müssen sich allerdings an die Gegebenheiten von Krieg und Allianz anpassen, was unter anderem zum stärkeren Zusammenhalt der Lokalgruppen führt, da eine fehlende Kooperation zwischen Gruppenmitgliedern die Lokalgruppe militärisch schwächen würde. Kommt hinzu, dass tribale Kriege nur in seltenen Fällen eingeschränkt sind, sondern in den meisten Fällen unerbittlich und mit hohen Verlusten ausgetragen werden. Von Vernichtungskriegen zwischen Nuer-Gruppen berichtet selbst Evans-Pritchard (1940). Zwar können Kriege zur Vernichtung ganzer Lokalgruppen führen, jedoch ist nicht die soziale Ordnung als solche gefährdet, weil diese durch Krieg und Al-

lianzen wesentlich mitstrukturiert ist. Kriege sind nur dort ‚eingeschränkt‘, wo etwa gleich grosse Gruppen aufeinandertreffen und keine Partei von einer weiteren Eskalation der Feindseligkeiten Vorteile erwarten kann, was – entgegen den Voraussagen von Evans-Pritchards Modell – aber nicht die Regel ist. Evans-Pritchards These widerspricht auch der Umstand, dass Konflikte und Kriege vorwiegend zwischen verwandtschaftlich nahen Lokalgruppen (A+B gegen C+D, sogar zwischen A und B) ausbrechen, hingegen weit weniger Kriege zwischen Nuer-Stämmen (A bis H gegen L bis O) und mit Nachbarethnien; Allianzen werden ausserdem – und entgegen den Voraussagen des Modells des segmentären Lineage-Systems – auch mit entfernter verwandten Gruppen gegen näher verwandte geschlossen und ab und zu sogar mit Dinka-Gruppen gegen andere Nuer-Gruppen.

Es ist somit höchst fraglich, ob Evans-Pritchard tatsächlich das politische System der Nuer beschrieben hat. Bei genauer Lektüre zeigt sich nämlich, dass mit politischen Beziehungen nicht die realen Machtbeziehungen zwischen Personen und die militärischen Kräfteverhältnisse zwischen Gruppen gemeint sind, sondern vielmehr bloss das kulturelle System von Verwandtschaftsrechten und -pflichten sowie das ideale Verhalten im Einklang mit der geltenden Moral (Kuper 1980, 312). Nicht einmal die Residenz- und Deszendenzregeln lassen Rückschlüsse auf die verwandtschaftliche Zusammensetzung von Lokalgruppen zu, die selbst Evans-Pritchard zufolge äusserst heterogen sein und vom Ideal patrilocaler Lineages erheblich abweichen kann. Dies hat selbstredend auch Folgen für die Beziehungen zwischen den Lokalgruppen. Evans-Pritchard beschreibt demnach weder die konkreten verwandtschaftlichen oder die realen politischen Beziehungen zwischen Personen und Verwandtschaftsfaktionen, noch viel weniger die realen Kräfteverhältnisse, Feindschaften und Allianzen zwischen den Lokalgruppen einer Region. Es geht ihm nicht um Politik, um den Bereich des tatsächlichen Verhaltens, von Interessen, Konflikten und Krisen, sondern wie im Funktionalismus Radcliffe-Browns um ein normatives System von ‚values‘, ‚norms‘ und ‚jurial rules‘. Sozialstruktur ist somit deckungsgleich mit der kulturell-ideologischen Struktur, wozu, wie wir schon gesehen haben, auch verwandtschaftlich formulierte Regeln und politische Ideologien gehören. Deshalb beschreibt das Modell der segmentären Lineage-Gesellschaft eher das ideale Folk-Modell der Nuer selber als die real existierenden Beziehungen zwischen den Lokalgruppen.

5. Probleme des strukturfunktionalistischen Paradigmas

In den 60er-Jahren geriet der Funktionalismus zunehmend unter Kritik: erstens wegen seiner Unfähigkeit, Konflikte und soziale Veränderungen zu analysieren; zweitens wegen seiner Reduktion von Gesellschaft auf Kultur, d.h. auf Normen und Werte; und drittens wegen der Logik der funktionalistischen Erklärungsweise. Neben diesen theoretischen Problemen lag der Strukturfunktionalismus auch quer zum Zeitgeist, geprägt von Kolonialkriegen und Unabhängigkeitsbewegungen, auf die theoretisch zu reagieren er offensichtlich unfähig war. Im Folgenden

werde ich die drei theoretischen Hauptprobleme des Strukturfunktionalismus, die massgeblich für seinen Niedergang verantwortlich waren, kurz darstellen.

1) Die erste Kritik zielt auf die Unfähigkeit des Strukturfunktionalismus, Dysfunktionalitäten, Konflikte und somit soziale Veränderungen und Geschichte mit in die Analyse einzubeziehen. Wir sind auf die Gründe dafür bereits im Zusammenhang mit dem Ansatz von Radcliffe-Brown eingegangen: die Reduktion von Gesellschaft auf das kulturelle Normen- und Wertesystem und die funktionalistische Erklärungsweise, die Institutionen und Handlungsweisen anhand ihres positiven Beitrags zum Systemerhalt erklärt. Ausnahme ist hier allerdings Malinowski, der zwar auch funktionalistisch vorgeht, aber Gesellschaften nicht auf Normen- und Wertesysteme reduziert. Sein Gesellschaftsmodell enthält ausserdem nicht nur einen, sondern zwei funktionale Bezugsrahmen: die Stabilität des Sozialsystems und die biologischen Bedürfnisse der Individuen. Eine Institution oder Handlungsweise muss deshalb zugleich hinsichtlich der Interessen von Akteuren als auch hinsichtlich der Stabilitätsanforderungen funktional sein. Weil die beiden Anpassungsziele aber nicht zwingend miteinander vereinbar sind, sondern sich Zielkonflikte ergeben können, besteht die Möglichkeit von Konflikten bzw. Dysfunktionalitäten. Malinowski hat zwar dieses paradigmatische Potenzial nie ausgeschöpft, wohl weil Ethnographen selbst bei längerer Feldforschung nicht viel mehr als eine Momentaufnahme einer Lokalgesellschaft leisten können; dennoch ermöglicht sein Modell, Dysfunktionalität zu denken.

2) Der Strukturfunktionalismus ist unfähig, Macht- und Produktionsstrategien von Akteuren und Gruppen zu thematisieren sowie die Strukturen zu analysieren, welche die Verteilung von Macht- und Produktionsressourcen beschreiben. Das liegt vor allem daran, dass der Begriff ‚Struktur‘ der Bezeichnung eines institutionalisierten Wert- und Normensystem vorbehalten ist. Die Radcliffe-Brownianer reduzieren somit die Gesellschaft auf ihr Wert- und Normensystem, kurz: auf ihr kulturell-ideologisches System. Somit gilt hier die Gleichung: ‚Gesellschaft = Kultur = Struktur‘.

Die Gleichung: ‚Struktur = Kultur‘ wird selbst von Leach (1954), einem Schüler von Malinowski, akzeptiert, der gegenüber den Nachfolgern Radcliffe-Browns die Wichtigkeit der pragmatisch, interessenorientiert handelnden Akteure sowie die Notwendigkeit betont hat, Phänomene des sozialen Wandels zu analysieren. Für Malinowskianer wie Leach gibt es zwar eine Abfolge kultureller Strukturen; das reale Verhalten, das diese Veränderungen bewirkt, unterliegt jedoch keinerlei politischen und ökonomischen Strukturen, da Leach auf naturalistische Weise ‚Struktur‘ mit ‚Stabilität/Kontinuität‘, ‚Prozesse‘ und ‚reales Verhalten‘ hingegen mit ‚Konflikt/Wandel‘ gleichsetzt. Es fehlen also Strukturen, welche die Verteilung von ökonomischen und politischen Handlungsressourcen bestimmen, somit Interessen und Handlungsoptionen von Akteuren festlegen und die Muster der politischen und ökonomischen Interaktion beschreiben. Politisches und wirtschaftliches Verhalten wird lediglich lose durch die kulturell-normative Struktur eingeschränkt, auf die sich die Akteure legitimierend beziehen. Weshalb es aber zu sozialen Veränderungen kommt, lässt sich auf diese Weise nicht erklären.

3) Auch die Logik der funktionalistischen Erklärungsweise selber wurde als

problematisch erachtet. Der Funktionalismus erhebt den Anspruch, ein soziales System nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu erklären. Zentral ist in diesem Zusammenhang der Begriff der ‚Funktion‘, der, wie bereits erwähnt, im Funktionalismus den erklärenden Part spielt, während ‚Struktur‘ lediglich das institutionelle System beschreibt. Gemäss Hempel und Nagel ist die funktionalistische Erklärungsweise entweder tautologisch oder unvollständig (vgl. Cancian 1972). Funktionalistische Erklärungen haben üblicherweise die folgende Struktur: Eine Institution X (Totemismus) erfüllt das Systembedürfnis Y (Solidarität), so dass: X, weil Y. Diese Argumentation ist jedoch tautologisch, wenn auf das Systembedürfnis Y nur aufgrund der Existenz einer Institution X geschlossen wird: Totemismus \rightarrow Solidarität \rightarrow Bedürfnis des Systems (zirkuläre Kausalität). Wenn aber das Systembedürfnis Y von verschiedenen Institutionen X 1, 2, 3, 4, ... in gleicher Weise erfüllt werden kann, wird nicht erklärt, weshalb gerade jene Institution und nicht eines ihrer funktionalen Äquivalente das entsprechende Bedürfnis erfüllt (unvollständige Deduktion). Beispielsweise können Solidarität und Integration der Gesellschaft auch durch andere Institutionen als totemistischen Ritualen gefördert werden: etwa durch Handel, Arbeitsteilung, regionale Treffen oder Austausch von Gruppenmitgliedern.

Dabei muss noch einmal auf den Unterschied zwischen einer *funktionalen Analyse* und einer *funktionalistischen Erklärung* hingewiesen werden. Eine funktionale Analyse beschreibt die (positiven, aber auch negativen) Auswirkungen einer Institution oder Handlungsweise auf die Stabilität eines Systems oder anderer Institutionen. An einer solchen Untersuchung ‚funktionaler Beziehungen‘, d.h. Systemelemente auf das ganze System zu beziehen und die systematischen Zusammenhänge zwischen den Elementen zu beschreiben (Davis 1959), ist nichts auszusetzen, im Gegenteil: gerade das war bekanntlich der Fortschritt gegenüber historistischen Ansätzen. Sie darf aber nicht als akzeptablere Variante des Strukturfunktionalismus verkannt werden, wie Kincaid (in diesem Heft) dies zu tun scheint. Die funktionalistische Erklärungsweise macht nämlich etwas völlig anderes: Sie erklärt jede Institution und standardisierte Handlungsweisen durch ihren positiven Beitrag zum Bestandserhalt und zur Stabilität des Systems.

Die interne und externe Kritik am funktionalistischen Paradigma hatte verschiedene Reaktionen zur Folge. Diverse alternative Ansätze entstanden, die sich entweder vom Strukturfunktionalismus abwandten und an frühere Ansätze anknüpften oder Verbesserungen des Funktionalismus selber darstellten: Schrumpfung der theoretischen Ansprüche auf eine historisch-hermeneutische Ethnographie einerseits, eine funktionalistische Systemtheorie andererseits. Es entstanden aber auch radikal andere Richtungen: u.a. eine historisch orientierte Konfliktsoziologie und ein Ansatz, der Struktur und Strategie mit einem Modell sozialer Evolution verbindet.

6. Alternative 1: Historisch-hermeneutische Ethnographie

Eine Reaktion auf die Krise des Funktionalismus war die historisch-hermeneutische Absage an das funktionalistische Forschungsprogramm. Alles, was die Ethnolo-

gie leisten könne, sei die ethnographische Beschreibung von Einzelgesellschaften und allenfalls die Rekonstruktion ihrer Geschichten. Sinnigerweise stammt diese Absage gerade von Evans-Pritchard, der doch selber zu den Hauptvertretern des Strukturfunktionalismus gehört hatte, bis er sich Anfangs der 50er-Jahre vehement gegen das Radcliffe-Brownsche Programm wandte. Das funktionalistische Programm umfasste bekanntlich erstens die objektiv-analytische Untersuchung von Gesellschaften, die wie natürliche Systeme von aussen und systematisch analysiert werden sollten, und zweitens die Formulierung von Gesetzmässigkeiten von Gesellschaft im allgemeinen, basierend auf einem Gesellschaftsvergleich. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn Evans-Pritchard den Strukturfunktionalismus mit dem Hinweis kritisiert, dass Gesellschaften keine natürlichen Systeme seien, sondern Symbolsysteme, die es historisch-hermeneutisch zu verstehen gelte. Gesellschaften könnten deshalb, so Evans-Pritchard, nicht nomothetisch erklärt werden, und es seien keine gesellschaftlichen Gesetzmässigkeiten formulierbar, sondern nur historiographisch-ethnographische Beschreibungen von Einzelgesellschaften. Die Ironie besteht nun darin, dass der Strukturfunktionalismus ohnehin Gesellschaft mit deren kulturell-normativem System gleichgesetzt hat, und de facto hat er immer nur eines geleistet, nämlich: ethnographische Beschreibungen einzelner Gesellschaften.

Die hermeneutische Kulturanthropologie teilt somit mit dem Strukturfunktionalismus die Prämisse ‚Gesellschaft = Kultur = Struktur‘. Sie wurde dabei sekundiert vom Strukturalismus von Lévi-Strauss (1967), für den soziale Tauschsysteme (von Gütern, von Frauen und Symbolen) letztlich semiotische Systeme darstellen. Der hermeneutische Ansatz vermeidet zwar die Probleme der funktionalistischen Erklärungsweise, weil er nur noch beschreiben will, und er trägt der Historizität der untersuchten Gesellschaften Rechnung, wo sich diese überhaupt rekonstruieren lässt. Jedoch blendet er Machtkonflikte und Produktionsstrategien ebenso aus wie die politischen und wirtschaftlichen Strukturen, in denen reale Akteure ihre jeweiligen Interessen mit- und gegeneinander verfolgen. In dieser Tradition wird später auch die postmoderne Ethnographie stehen, die im Gefolge von Geertz (1973) und Sahlins (1981) Situationen und Konstellationen des Kulturkontaktes und daraus resultierende Interpretationskonflikte von Bedeutungssystemen beschreiben will, jedoch keinerlei theoretische Ansprüche mehr hat. Also soll letztlich das gemacht werden, was der Strukturfunktionalismus – entgegen seiner weit anspruchsvolleren Programmatik – letztlich immer schon gemacht hat.

7. Alternative 2: Funktionalistische Systemtheorie

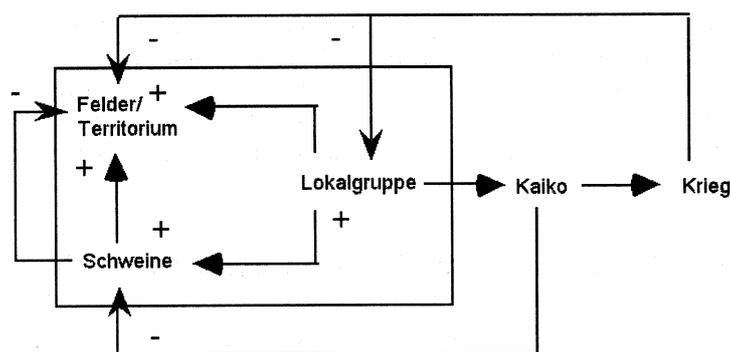
Eine zweite Reaktion auf die Schwächen des Funktionalismus besteht in seiner Weiterentwicklung in Richtung einer funktionalistischen Systemtheorie. Der systemtheoretische Funktionalismus – bekannt als ‚cultural ecology‘ – reduziert Gesellschaft nicht auf Normen und Werte, und er vermag dysfunktionale Konflikte und Krisen durchaus zu analysieren; er hält jedoch an der funktionalistischen Erklärung fest. Er differenziert die Malinowskische Variante des funktionalisti-

schen Gesellschaftsmodells und schöpft das analytische Potenzial dieses Modells aus. Wir wollen diesen Ansatz am Beispiel von Rappaports Theorie des tribalen Krieges veranschaulichen, die er in seiner Arbeit über die Maring (1968) entwickelt hat.

Der Begriff des Ökosystems

Die zentrale Kategorie des systemtheoretischen Funktionalismus in der Ethnologie ist jene des Ökosystems. Ein Ökosystem besteht aus einer Lokalgruppe, die in einem Territorium tierische und pflanzliche Ressourcen ausbeutet, um ihre Versorgung mit Nahrungsmitteln zu sichern. Die Obergrenze des Ökosystems ist die Tragfähigkeit, d.h. die maximale Bevölkerung, die in einem Territorium bei gegebener Technologie leben kann, ohne die langfristige Reproduktion der Ressourcen zu gefährden. Die systemtheoretische Ökologie geht davon aus, dass Produktionstechnologie und Wirtschaftsweise, Sozialorganisation sowie Werte und Normen einer lokalen Population spezifische Anpassungen sind, die es dieser Population erlauben, ihr natürliches Habitat ohne Übernutzung und langfristige Schädigung der natürlichen Ressourcen zu nutzen. Jede Lokalgruppe gehört zudem nicht nur zu einem lokalen Ökosystem, sondern bildet zusammen mit den anderen Lokalgruppen (und ihren Ökosystemen) ein regionales System, das aus den sozialen Beziehungen zwischen den Gruppen besteht.

Der systemtheoretische Funktionalismus basiert auf der allgemeinen Systemtheorie bzw. der Kybernetik. Nebst ‚Ökosystem‘, ‚regionales System‘ und ‚Adaptation‘ sind ‚homöostatisches Gleichgewicht‘ und ‚Rückkoppelung‘ weitere zentrale Begriffe. Werden die Grenzwerte der Systemstabilität (hier die Tragfähigkeit eines Ökosystems) durch das Wachstum bestimmter Systemvariablen (z.B. das Wachstum tierischer und menschlicher Populationen) überschritten, wird ein Mechanismus negativer Rückkoppelung ausgelöst, der für eine Wiederherstellung des Systemgleichgewichts sorgt (Rappaport 1971).



Rappaport veranschaulicht diesen Ansatz in seiner Untersuchung über die Maring im Hochland von Neuguinea (1968). Für die ungefähr alle 10-15 Jahre stattfindenden Schweinefeste für Alliierte (Kaiko) werden grosse Schweineherden

gezüchtet, mit Wachstumsraten zwischen 7 und 14% pro Jahr (Schweine +). Für die Schweine muss zusätzliches Futter (Süßkartoffeln) angebaut werden, was den Anteil der Feldfläche am Dorfterritorium ansteigen lässt (Felder/Territorium +). Auch die lokale Bevölkerung wächst mit jährlichen Zuwachsraten von etwa 2% (Lokalgruppe +). Nicht nur die Feldfläche zur Versorgung von Menschen und Schweinen nimmt zu; die Schweine richten, je grösser die Herden werden, auch beträchtliche Flurschäden an, und die Arbeitsbelastung der Gruppenmitglieder in Landwirtschaft und Schweinezucht steigt an. Die Tragfähigkeit, die Reproduktionsbedingung des Ökosystems, droht überschritten zu werden.

In diesem Moment werden die Allianzeste (Kaiko) abgehalten, und bald danach brechen auch Kriege zwischen Lokalgruppen einer Region aus. Thermostaten gleich setzen sie Mechanismen der negativen Rückkoppelung in Gang, die letztlich das Gleichgewicht der Ökosysteme wieder herstellen. Allianzeste und Kriege erfüllen laut Rappaport drei Funktionen innerhalb der Ökosysteme:

1) Im Hinblick auf das Kaiko-Fest wird die Produktion von Schweinefleisch intensiviert und somit die Versorgung der Bevölkerung mit knappem Protein sichergestellt.

2) Da zum Kaiko-Fest die Schweine geschlachtet werden, werden dadurch die Schweinepopulation (Schweine -), die Anbauflächen (Felder/Territorium -) sowie die Arbeitsbelastung reduziert.

3) Kriege wiederum reduzieren die lokalen Bevölkerungen (Lokalgruppen -) und erlauben die Anpassung von Gruppen- und Territoriumsgrößen (Felder/Territorium -). Gemäss Rappaport besteht also die Funktion von Allianzesten und Kriegen in ihrem Beitrag zur Aufrechterhaltung des homöostatischen Gleichgewichts der Ökosysteme.

Verdienste und Mängel

Die ökofunktionalistische Systemtheorie löst einige Probleme des klassischen Strukturfunktionalismus.

1) Das Ökosystem ist ein konkret beschreibbares Ensemble von quantifizierbaren Variablen (Grösse der Schweineherden und Lokalgruppen, Feldgrößen etc.). Zudem enthält das System nicht nur symbolisch-normative (Normen, Rituale), sondern auch ökonomische und politische Variablen (Zuwachsraten tierischer und menschlicher Bevölkerungen, Kriegsmortalität, Anteil der bebauten Bodenfläche etc.). Auch die Auswirkungen des Krieges innerhalb eines System und in den einzelnen Ökosystemen lassen sich quantifizieren.

2) Das System ist zwar im Zustand eines Gleichgewichts, weist aber eine interne Dynamik auf, die nicht automatisch zu einem Gleichgewicht tendiert, sondern potenziell destabilisierend wirkt. Um ein homöostatisches Gleichgewicht gegen Widerstand immer wieder neu herzustellen, bedarf das System deshalb gewisser negativer Rückkoppelungsmechanismen.

3) Die Reproduktionserfordernisse sind nicht mehr tautologisch definiert, sondern als Tragfähigkeit des Ökosystems operationalisier- und quantifizierbar. Auch wenn deren genaue Berechnung schwierig sein dürfte, handelt es sich dennoch um einen objektiven Grenzwert: Die These, wonach die Grösse einer Lokal-

gruppe durch die ökonomisch-ökologische Tragfähigkeit ihres Territoriums begrenzt sei, lässt sich empirisch überprüfen.

4) Soziale Veränderungen sind analysierbar: Bezugspunkt ist eine Population, die sich mittels ihrer Technologien, Institutionen und Strategien an ihre jeweiligen Umwelten anpassen muss. Falls die System destabilisierende Dynamik überbietet (positive Rückkoppelung), wenn die negativen Rückkoppelungsmechanismen versagen oder wenn sich die externen Rahmenbedingungen verändern, könnte das bestehende System von Institutionen zusammenbrechen. Mindestens steht die Population unter dem Druck, neue Institutionen und Strategien zu erfinden, um sich an die veränderten Bedingungen anzupassen. Hier macht sich unübersehbar der Einfluss von Malinowski bemerkbar, für den hauptsächlich die Bedürfnisse von Individuen, weniger hingegen der Bestandserhalt des Sozialsystems und ihrer Bestandteile als funktionaler Bezug dienen.

Trotz dieser Vorteile gegenüber dem klassischen Strukturfunktionalismus müssen einige Schwachstellen des systemtheoretischen Funktionalismus diskutiert werden. Rappaport zufolge findet die Anpassung von Ökosystemen (Lokalgruppen) im Rahmen des regionalen Systems (Gesellschaft) statt. Krieg und Kaiko-Ritual, die entscheidenden negativen Rückkoppelungsmechanismen, gehören zum regionalen System, auch wenn sie ihre (systemerhaltenden) Effekte vor allem innerhalb der lokalen Ökosysteme haben. Rappaport erklärt Krieg und Kaiko mit den positiven Auswirkungen, die sie für den Erhalt des homöostatischen Gleichgewichts der Ökosysteme haben. Neben den Schwachstellen mit der funktionalistischen Erklärungsweise, auf die ich bereits eingegangen bin, ergeben sich mindestens zwei weitere Probleme.

1) Es ist äusserst fragwürdig, ob Krieg und Allianzfesten existieren, weil sie positive Auswirkungen auf den Erhalt des Ökosystems haben. Die Auswirkungen des Krieges sind nämlich ökonomisch und ökologisch weitgehend negativ und dysfunktional.³ Auch die Ausdehnung der Gruppengrösse belastet die Bodenressourcen und schafft gruppeninterne Konflikte.⁴ Krieg und Allianzfesten schaffen somit vielmehr die Probleme, für deren Lösung Rappaport sie hält. Die ökofunktionale Theorie des Krieges ist deshalb nicht plausibel (Helbling 1993). Der Krieg bildet einen sozialen Selektionsmechanismus, der jene Lokalgruppen einer Region begünstigt, die sich besser auf die Anpassungserfordernisse ihrer spezifischen sozialen Umwelt, gekennzeichnet durch von Krieg und Allianz, einstellen. Die Ausdehnung von Gruppengrössen und der Gabenproduktion müssen aus mi-

³ Die Vergrösserung der Schweineherden für Allianzfesten ist ökologisch schädlich und ökonomisch ineffizient. Sie bewirkt eine Ausdehnung der Feldfläche zwecks Futterproduktion, eine Überstrapazierung der Boden- und Waldressourcen und eine erhebliche Steigerung der Arbeitsbelastung. Marodierende Schweine verursachen zudem oft irreversible Flurschäden und zerstören Felder rund um die Siedlung. Auch der Überkonsum von Schweinefleisch anlässlich der Kaiko-Rituale – 5 bis 6 Kilo pro Person in 5 Tagen – und der Unterkonsum während der 10 bis 15 Jahre, in denen keine Feste stattfinden, machen ernährungsphysiologisch keinen Sinn (MacArthur 1974; Morren 1977). Zudem wäre es ökonomisch sinnvoller, Schweine dann zu schlachten, wenn sich ein zusätzlicher Futterinput nicht mehr in einer entsprechenden Gewichtszunahme niederschlägt.

⁴ Kleinere Gruppen (20-30 statt 200-300 Personen) könnten eine nachhaltige Landwirtschaft und Viehzucht betreiben und die Bevölkerung gleichmässig und mit ausreichenden Mengen von Nahrungsmitteln versorgen.

litärischen Gründen in Kauf genommen werden, weil das Überleben einer Gruppe von ihrer Durchsetzungsfähigkeit in einer kriegerischen Umwelt und nicht von der Nachhaltigkeit ihrer Produktion abhängt.

2) Selbst wenn der Krieg die Funktion haben sollte, die Anpassung der Ökosysteme zu ermöglichen (was – wie wir gesehen haben – nicht der Fall ist), so wären die positiven Systemauswirkungen des Krieges immer noch kein Grund, weshalb es ihn überhaupt geben sollte. Es stellt sich vielmehr die Frage, weshalb Lokalgruppen gegeneinander Krieg führen, wenn Krieg doch für sie mit erheblichen Nachteilen (Zerstörung von Ressourcen, Verlust von Menschenleben, Fehlallokation von Ressourcen und Arbeitskräften) verbunden ist. Und weshalb sollten Lokalgruppen und Individuen Krieg im Interesse des Gleichgewichts des Gesellschaftssystems führen, wenn dies für sie selbst mit hohen Kosten und Risiken verbunden ist? Es müsste geklärt werden, wie Krieg als nicht-beabsichtigtes Resultat der strategischen Interaktion von Lokalgruppen entsteht. Auf diese Fragen gibt auch der systemtheoretisch reformierte Funktionalismus keine Antworten.

8. Alternative 3: Konflikttheorie

Während der historisch-hermeneutische Ansatz bloss die Negativform des Strukturfunktionalismus darstellt und der systemtheoretische Funktionalismus lediglich eine verbesserte Form des Strukturfunktionalismus Malinowskischer Provenienz vorlegt, zeichnet sich mit der Fundamentalkritik von Merton (1957) eine Überschreitung der Grenzen des funktionalistischen Paradigmas in Richtung einer Konfliktsoziologie ab (vgl. auch Dahrendorf 1957; Mills 1973).

Konfliktive Struktur und Dysfunktionen

Merton unterscheidet Funktionen und Dysfunktionen, d.h. positive und negative Auswirkungen von Institutionen und Handlungsweisen auf den Bestandserhalt eines Systems. Die Berücksichtigung von Dysfunktionen verändert das funktionalistische Paradigma grundlegend. Erstens wird das Gleichgewicht des Systems nicht mehr axiomatisch behauptet, sondern es stellt eine abhängige Variable dar, d.h., es ist abhängig vom Wirken stabilisierender und destabilisierender Prozesse, vom Kräfteverhältnis zwischen verschiedenen sozialen Gruppen, deren konfliktive Beziehungen strukturell bedingt sind. Zweitens sind Funktionen nicht mehr Ursachen, d.h., Institutionen lassen sich nicht funktional erklären. Der Begriff ‚Struktur‘ übernimmt wieder den erklärenden Part: Gegeben ist ein komplexes, eigengesetzliches System, bestehend aus sozialen und kulturellen Institutionen sowie aus grundsätzlich konfliktiven Beziehungen zwischen sozialen Gruppen. ‚Funktion‘ bedeutet nicht mehr die Übereinstimmung einer Institution mit einem Systembedürfnis, sondern eine nicht-intendierte, positive oder negative Auswirkung eines Systemelementes (Institution, Handlungsweise) auf die Systemstabilität. Die positiven und negativen Auswirkungen von Institutionen und Handlungen auf die Reproduktion des Systems resultieren aus der Eigengesetzlichkeit und konfliktiven Widersprüchlichkeit des Systems (Struktur) sowie aus kontingenten Ereignissen. Systemveränderungen sind in einem solchen Mo-

dell durchaus denkbar, sie werden nun auch Gegenstand historischer Analysen, die Veränderungen gesellschaftlicher Strukturen, konfliktiver Gruppenbeziehungen und des Zusammenhangs von Institutionen beschreiben. Damit wird das Ende des funktionalistischen Paradigmas formuliert.

Konfliktive Herrschaftsstrukturen

Für eine Konflikttheorie jenseits des Funktionalismus steht das Werk von Gluckman (1954; 1963; 1965), das weit stärker von Marx und Weber als von Durkheim beeinflusst wird. Gluckman beschäftigt sich zwar nicht mit Gesellschaften ohne Staat und mit tribalem Krieg, sondern mit Königtümern sowie ritualisierten Rebellionen und Bürgerkriegen. Gluckmans Konflikttheorie ist jedoch interessant, weil er nicht nur im Sinne von Merton die konfliktive Struktur der Gesellschaft und die (negativen und positiven) Auswirkungen von Institutionen thematisiert, sondern sich auch mit der Frage beschäftigt, aufgrund welcher Interessenkonstellationen Institutionen beibehalten werden. In seinem Werk zeichnet sich eine Analyse von Institutionen ab, die nicht auf die Erfordernisse des Sozialsystems, sondern auf die Interessen von Akteuren mit unterschiedlicher Verhandlungsmacht zurückgreift. In den von Gluckman (1963; 1965) untersuchten südafrikanischen Königtümern (Swazi, Zulu) finden sich strukturell bedingte Interessengegensätze zwischen sozialen Gruppen: zwischen König und Prinzen, Herrscher und Untertanen, Freien und Sklaven sowie zwischen Männern und Frauen. Die Interessengegensätze – und das daraus resultierende Konfliktpotenzial – sind in Strukturen der Über- und Unterordnung, durch Herrschaft und Zwang, Abgaben und Tribut festgelegt.

Im Gegensatz zu Leach (1954) gibt es bei Gluckman also strukturell bedingte Machtasymmetrien zwischen Klassen (oder wie immer man diese Gruppen nennen will), nicht nur situationell bedingte Interessengegensätze zwischen Individuen. Es handelt sich nicht um strukturelle Oppositionen und Komplementaritäten von lokalen Verwandtschaftsgruppen, wie bei Evans-Pritchard, sondern um Gruppenantagonismen, die eine Gesellschaft grundlegend zu destabilisieren vermögen. Strukturelle Interessengegensätze erzeugen Konflikte, und es stellt sich das Problem der Legitimation, der Konfliktvermeidung und -dämpfung. Konfliktbedingte Veränderungen bzw. Systemstabilität hängen von der Schwere der Konflikte und der Effizienz konfliktneutralisierender Mechanismen und Institutionen ab. Und es ist nicht die Gesellschaft als solche, die einem immanenten Telos nach Gleichgewicht zustrebt; vielmehr liegt die Systemstabilität im unmittelbaren Interesse einer Elite, die meist auch über die Machtmittel verfügt, den Weiterbestand der sie privilegierenden Gesellschaftsstruktur gegen destabilisierende Unruhen der unteren Klassen durchzusetzen, eine Einsicht, die auf Marx und Weber zurückgeht. Dies lässt sich am Beispiel ritualisierter Rebellionen und von Bürgerkriegen illustrieren.

Ritualisierte Rebellionen und Bürgerkriege

Gluckman zeigt, dass Rituale ganz allgemein der Stabilisierung einer von Konflikten bedrohten Gesellschaft dienen. Sie tun dies nach Gluckman aber nicht

immer durch Symbolisierung, Verstärkung und Sanktionierung der gesellschaftlichen Einheit, wie Durkheim und Radcliffe-Brown meinten; vielmehr manifestieren und übertreiben sie im Fall der von ihm untersuchten Königreiche die realen Konflikte und neutralisieren sie auf diese Weise. Gluckman zeigt dies u.a. am Beispiel der sogenannten rituellen Rebellionen. In rituellen Rebellionen, die jeweils am Ende eines landwirtschaftlichen Zyklus stattfinden, kommt es zu einer rituellen Umkehr der bestehenden Hierarchie: Frauen dominieren nun die Männer, Untertanen die Herrschenden, Sklaven die Freien, Prinzen den König. Der König wird rituell gedemütigt; ein Sklave übernimmt das Szepter, und es herrscht Chaos und Durcheinander: Diebstahl, Vergewaltigung, Totschlag. Die Rebellionsrituale stellen allerdings die herrschende Ordnung nicht wirklich in Frage, sondern sie verleihen ihr im Gegenteil neue Legitimation und Kraft. Die Rituale manifestieren die tatsächlichen sozialen Interessengegensätze, übertreiben und neutralisieren sie aber gleichzeitig. Gerade die Umkehrung der bestehenden Ordnung und das daraus resultierende Chaos machen die Absurdität aller Alternativen zur herrschenden Ordnung sichtbar und führen auf diese Weise zu deren Legitimation. Das ritualisierte Chaos endet mit der Tötung des Sklaven, der den König spielte, und damit, dass der König das Szepter wieder übernimmt. Gluckman hat damit eine wichtige Figur von Ideologien blossgelegt: Der ideologische Nachweis der Undenkbarkeit aller Alternativen zu den herrschenden Zuständen unter der stillschweigenden Annahme der herrschenden Bedingungen.⁵

Eine zweite Form des Rituals ist eine Art ritualisierter Bürgerkrieg, der auf die Absetzung eines unfähigen Königs abzielt oder die Nachfolge nach dem Ableben des Königs regelt. Erfüllt ein König seine Funktion nicht mehr, die Harmonie der Gesellschaft und Fruchtbarkeit von Land, Tieren und Menschen zu garantieren, kommt es zu einer Rebellion, zur Absetzung des alten und zur Inthronisierung eines neuen Königs. Diese Rebellionen von Freien und Sklaven werden immer von potenziell legitimen Nachfolgern, also von Prinzen, angeführt; verschiedene Prinzen streiten um die Nachfolge, und es entsteht eine Art Bürgerkrieg. Die Partei mit der grössten Unterstützung setzt sich und ihren Kandidaten letztlich durch. Das Amt des Königs und die Person des Königs werden – und das ist wichtig – strikt getrennt. Die Rebellion richtet sich immer nur gegen einen unfähigen König und für einen besseren neuen König, nie gegen das Königtum und gegen die bestehende Machthierarchie. Schuld an der Unordnung, an Disharmonie und an Katastrophen sind also immer Personen, hier der Herrscher, dessen Allzuständigkeit sich somit als äusserst zweischneidig erweist; nie aber wird das System als solches in Frage gestellt. Auch hier handelt es sich um eine wichtige Figur herrschender Ideologien: Ablenkung von systembedingten Missständen durch deren Personalisierung, so dass sich der Widerstand gegen die aktuellen Amtsinhaber, nicht aber gegen die Machthierarchie als solche richtet. Rituell regulierte Rebellionen können also in zweifacher Hinsicht zum Systemerhalt bei-

⁵ Alternative Formen der Legitimation von Herrschaft sind: Leugnung der Hierarchie und behauptete Egalität individueller Lebenschancen, wobei Hierarchie dann als Resultat unterschiedlicher Befähigungen von Individuen erscheint. Oder Verstärkung einer Hierarchie durch deren Sakralisierung oder Naturalisierung bzw. durch eine behauptete komplementäre Interdependenz von Ständen und Kasten.

tragen: 1) Sie manifestieren und neutralisieren die sozialen Widersprüche, indem sie die Absurdität aller Alternativen zur herrschenden Ordnung ‚beweisen‘. 2) Sie zielen immer gegen unfähige Amtsinhaber, nie aber gegen das jeweilige Amt (das System) als solches und reproduzieren selbst noch in der Gruppe der Rebellierenden dieselbe Struktur, welche die Gesellschaft kennzeichnet.

Jenseits des Strukturfunktionalismus

Konflikte sind im Modell von Gluckman nicht das Resultat von Einwirkungen von systemexternen Faktoren, einer mangelnden Internalisierung oder einer massenhaften Missachtung von Normen (Anomie). Vielmehr wurzeln die Konflikte zwischen König und Prinzen, zwischen Machtelite und Untertanen, zwischen Gemeinen und Sklaven, zwischen Männern und Frauen sowie zwischen Verwandtschaftsgruppen in Interessengegensätzen, die in der komplexen, hierarchischen Sozialstruktur von Königtümern selbst begründet sind. Neben Repression und Gewalt sorgen auch Ideologien und Rituale für den Erhalt der herrschenden Ordnung. Es handelt sich zunächst nicht darum, die Entstehung der Institution rituell regulierter Rebellionen zu erklären, ähnlich wie das Zustandekommen von Varianten im Evolutionsprozess kontingent ist und nicht erklärt werden muss. Zwar wirkt die Institution der rituellen Rebellion positiv auf den Bestandserhalt des Sozialsystems; deren Erklärung erfolgt aber nicht funktionalistisch. Das Sozialsystem ist in Klassen hierarchisiert und stratifiziert, und somit liegt seine Reproduktion vor allem im Interesse jener Klasse, die in diesem Sozialsystem dominiert: der Machtelite. Das reicht als Erklärung aber noch nicht. Vielmehr muss das Kräfteparallelogramm der divergierenden Interessen berücksichtigt werden, dessen Gleichgewicht eine Institution jeweils darstellt. Die Machtelite hat ein Interesse, die Unzufriedenheit auf den König zu lenken und destabilisierende Prozesse zu neutralisieren, d.h. den König zu opfern, um die Macht der Elite und des Königtums zu retten. Auch der König kann in diesem ritualisierten Plebiszit seine Macht und Legitimation testen und erneuern. Ausserdem haben auch die Untertanen ein Interesse an dieser Institution, weil sie ihren Unmut artikulieren und ‚Dampf ablassen‘ können, auch wenn ihre reale Macht für eine grundlegende Infragestellung und Veränderung der Machtbeziehung nicht ausreichen.

Auch ritualisierte Bürgerkriege stellen die herrschende Ordnung nicht in Frage, sondern regeln die Nachfolge auf den Thron, wenn der Amtsinhaber als unfähig erachtet wird oder gestorben ist. Dieser Mechanismus der Nachfolgeregelung liegt im Interesse des Systems und somit der Machtelite, denn sie gibt jenen, die sich in diesem Prozess schliesslich durchsetzen, Legitimität und delegitimiert jene, die sich ausserhalb dieser Regel stellen. Gleichzeitig wird die Nachfolge nicht durch eine strikte Norm (z.B. ältester Sohn der ersten Frau des Vorgängers, der vielleicht inkompetent ist) geregelt, sondern jener wird König, der in diesem Auswahlverfahren seine Rivalen am besten ausmanövrieren, möglichst viele Verbündete rekrutieren kann sowie die grösste Gefolgschaft und Unterstützung im Volk findet. Da es sich dabei auch um jene Fähigkeiten handelt, die einen König auszeichnen sollen, besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass sich der Fähigste schliesslich durchsetzt, auch wenn solche Nachfolgekämpfe ab und zu

auch mit der Abspaltung eines unterlegenen Rivalen und seiner Gefolgschaft enden (Southwold 1969).

Selbst die Entstehung von stratifizierten Gesellschaften lässt sich mit Gluckmans Konzepten erklären. Dabei wird nicht einfach die Geschichte einer solchen Gesellschaft im historisch-hermeneutischen Verfahren nacherzählt, sondern auf bestimmte Strukturmerkmale und Dynamiken der Vorgängergesellschaften verwiesen, deren Resultat die Entstehung staatlicher Gesellschaften ist: kriegerische Konkurrenz zwischen Lokalgruppen, Hierarchisierung der Gesellschaft als militärischer Vorteil, Unterjochung der Verlierer und Herausbildung einer staatlichen Ordnung (s. Carneiro 1973; Wolf 1986 zur Geschichte südafrikanischer Königtümer).

9. Alternative 4: Struktur und Strategie

Die vierte Alternative zum Strukturfunktionalismus ist schwer auf einen Begriff zu bringen, weil sie aus verschiedenen Ansätzen besteht, die jeweils ‚unter eigener Flagge segeln‘: *Theorie der Praxis*, *Neuer Institutionalismus*, *Theorie des kollektiven Handelns*, *Spieltheorie* und *Evolutionsoökonomie*. Ich behandle diese Ansätze zusammen, weil sie sich stark überschneiden, miteinander gut vereinbar sind und sich gemeinsam vom strukturfunktionalistischen Paradigma in all seinen Schattierungen markant unterscheiden. Gegen den ‚rational choice‘-Ansatz, der in reiner Form in der Ethnologie ohnehin nie sehr populär war, betonen sie die ökonomischen, politischen und kulturellen Strukturen. Gegen strukturzentrierte Ansätze betonen sie die Wichtigkeit von Strategien und strategischer Interaktion. Überdies spielt auch die soziale Evolution, also Prozesse von Variation und Selektion, eine zentrale Rolle, und entsprechend wichtig ist auch die Berücksichtigung von Geschichte. Diese Ansätze schlagen auch Lösungen für jene Probleme vor, die zum Niedergang des Strukturfunktionalismus geführt haben. Es sollen hier lediglich einige jener Elemente dieses Ansatzes kurz skizziert werden, die in der Ethnologie unmittelbar relevant sind: die Beziehung zwischen Handeln und Strukturen, zwischen Strategien und Normen, zwischen Konflikt und Kooperation, die Beziehung zwischen Akteurhandeln, Institutionen und Organisationen sowie die Erklärungsweise sozialer Tatbestände. Abschliessend soll dieser Ansatz am Beispiel des tribalen Krieges veranschaulicht werden.

Theorie der Praxis

Wichtig für den verstärkten Einbezug von Strategien in der Ethnologie war – neben dem Prozessualismus (Bailey 1969; Swartz/Turner 1966) – die ‚Theorie der Praxis‘ von Bourdieu (1987), der seine akademische Karriere als Ethnograph der Berber in der algerischen Kabylei begonnen hat. Bourdieu stellt sich die Frage, wie Strukturen und Handeln (Praktiken) am besten zusammen gedacht werden können, da die strukturelle Reduktion von menschlichem Handeln ebensowenig überzeugt wie der rein individualistische Ansatz, der die strukturellen Rahmenbedingungen des Handelns ausser Acht lässt (vgl. auch Giddens 1976). Ausweg bietet nach Bourdieu der Begriff des Habitus. Der Habitus ist sedimentierte Le-

benspraxis und -erfahrung, ein unbewusstes Schema von Motivationen und Kognitionen, das der Position der Akteure im sozialen Raum und ihrer jeweiligen Ressourcenausstattung entspricht und sich in entsprechenden Strategien niederschlägt. Es handelt sich mit anderen Worten um ein Repertoire von möglichen und adäquaten Verhaltensweisen, das erlaubt, Handlungsstrategien an spezifische Lebensumstände anzupassen und zu routinisieren. ‚Struktur‘ und ‚sozialer Raum‘, ‚Ressourcenausstattung‘, ‚strategische Optionen‘ und ‚Interessen von Akteuren‘ sowie ‚Habitus‘ als Vermittlung zwischen Struktur und Akteuren sind somit die zentralen Begriffe bei Bourdieu. Bourdieu (1987) schlägt ausserdem eine Analyse von Normen und Werten vor, die sich von jener des Strukturfunktionalismus radikal unterscheidet. Er veranschaulicht seine Forschungsstrategie am Beispiel der Heiratsnormen in der Kabylei. Die Heiratsstrategien der Berber folgen im Wesentlichen einer praktischen Handlungslogik: Die Familien fällen ihre Heiratsentscheide nicht, um der geltenden Heiratsnorm zu genügen, sondern um ihr politisches und wirtschaftliches ‚Kapital‘ zu vergrössern (Bourdieu 1983). Allerdings müssen sie auch die Heiratsvorschriften berücksichtigen, denn Normenkonformität bringt symbolisches Kapital (Reputation), Nonkonformität hingegen ist mit Nachteilen (Missbilligung) verbunden. Es wird nur normenkonform geheiratet, wenn dies von praktischem Vorteil für die Familie ist; Heiratsvorschriften werden aber nicht befolgt, wenn die Nachteile dieser Nonkonformität von den politischen und wirtschaftlichen Vorteilen, die sie mit sich bringt, aufgewogen werden. Was für die Heiratsvorschriften zutrifft, gilt nach Bourdieu auch für Normen und Werte generell (vgl. auch Holy/Stuchlik 1983). Das Werk von Bourdieu hat die Rezeptionshemmungen der Ethnologie gegenüber anderen Ansätzen abgebaut, die sich nicht nur mit Strukturen, sondern vor allem auch mit Strategien beschäftigen, allen voran gegenüber der Spieltheorie und dem Neuen Institutionalismus.

Spieltheorie und Neuer Institutionalismus

Die Institutionelle Anthropologie (Ensminger 1992) nimmt ihren Ausgang von der Neuen Institutionellen Ökonomie (North 1992) und thematisiert vor allem die Beziehung zwischen Strategien, Institutionen und Organisationen. Zwar geht auch die Neue Institutionelle Ökonomie von der neoklassischen Theorie aus; gleichzeitig verwirft sie aber deren Modell des Homo oeconomicus und stellt einen Akteur mit eingeschränkter Rationalität ins Zentrum ihrer Überlegungen (Simon 1993). Es geht dabei nicht mehr um eine normative Theorie in dem Sinne, dass mikroökonomische Modelle nur unter der Voraussetzung vollständiger Rationalität der Akteure gelten, sondern um eine Verhaltensökonomie, die reales Verhalten realer Akteure beschreibt (Cancian 1980; Johnson 1980; Simon 1989). Es geht auch nicht mehr nur um rein ökonomisches, sondern in gleichem Masse um politisches Verhalten. Akteure handeln interessenorientiert und entscheiden sich – falls sie sich überhaupt entscheiden und bewährte Strategien nicht schon zu Routinen (Habitus) geworden sind – jeweils für jene Strategien, von denen sie mehr Vorteile bzw. weniger Nachteile erwarten als von alternativen Handlungsoptionen.

Ausserdem muss jede Entscheidungstheorie auch die Interdependenz der strategischen Entscheide von Akteuren berücksichtigen. Aus diesem Grund hat die Spieltheorie, die sich auf die Interaktion von Akteuren mit identischen, konträren und gemischten Interessen bezieht, die einfachen Entscheidungsmodelle des ‚rational choice‘-Ansatzes ersetzt (Schelling 1960; Riker 1962; Rapoport 1976). Die Spieltheorie argumentiert nicht funktionalistisch, wie Kincaid (in diesem Heft) behauptet. Das zeigt allein schon das vielleicht berühmteste Spiel: das Gefangenendilemma. Das Bemerkenswerte an dieser Form strategischer Interaktion ist gerade der Umstand, dass alle involvierten, eigennützig interagierenden Akteure zu einer Strategie gezwungen sind, die für alle zusammen und jeden einzelnen suboptimal ist, d.h. das drittschlechteste von vier möglichen Strategiepaaaren in ihrer Präferenzhierarchie darstellt. Die Spieltheorie ist allerdings weder eine Theorie noch ein Spiel; sie dient vielmehr dazu, Konstellationen strategischer Interaktion zu beschreiben. Formalistisch-mathematische Anwendungen der Spieltheorie schaffen oft mehr Probleme, als sie lösen, und übersteigen zudem meist die mathematische Kompetenz von Ethnologen; die Logik diverser Konstellationen strategischer Interaktion lassen sich oft ohne Probleme umgangssprachlich formulieren und anhand einfacher Zahlenbeispiele illustrieren (Barth 1959; Helbling 1998). Gegen jegliche Variante des methodischen Individualismus muss überdies vorgebracht werden, dass die Interaktionslogik von den jeweiligen strukturellen Rahmenbedingungen bestimmt wird, von denen nicht nur die strategischen Optionen abhängen, zwischen denen sich Akteure entscheiden müssen, sondern auch die Vor- und Nachteile (Auszahlungen), die sie von diesen Handlungsoptionen erwarten (Hodgson 1993a). Die Spieltheorie verknüpft somit die strukturzentrierte mit einer akteurzentrierten Perspektive. Während von der strukturzentrierten Perspektive aus die Rahmenbedingungen und Anreizstrukturen für die Akteure untersucht werden, wird von der strategischen Perspektive aus thematisiert, wie sich Akteure entscheiden und verhalten sowie welche Auswirkungen ihre Strategien auf die strukturellen Rahmenbedingungen haben (Axelrod/Keohane 1986, 252).

Die Neue Institutionelle Ökonomie hat im Gegensatz zur Neoklassik in der Wirtschaftswissenschaft auch ‚Organisation‘ und ‚Institution‘ thematisiert, kurz: die strukturellen Rahmenbedingungen, unter denen Akteure strategisch interagieren. Zwar argumentiert auch North (1981) wie Williamson (1975; 1985) noch funktionalistisch und tautologisch, wie Kincaid (in diesem Heft) zu Recht moniert: Die bestehenden Organisationen und Institutionen sind die effizientesten (weisen die geringsten Transaktionskosten auf), weil sie sich in der Marktkonkurrenz gegen Alternativen durchgesetzt haben und der Markt apriori nicht nur zu individuellen, sondern auch zu kollektiven Optima führt. Später hat North (1990) jedoch auch das Machtgefälle zwischen Akteuren in seine Analyse eingebaut (Ensminger 1992; Acheson 1994): Akteure sind mit unterschiedlichen (Mengen an) Handlungsressourcen und Verhandlungsmacht ausgestattet; sie interagieren jeweils unter spezifischen institutionellen Rahmenbedingungen (Normen und Gesetze), die wiederum die Verteilung von Handlungsressourcen beeinflussen (Ensminger 1992; Knight 1992; Ensminger/Knight 1997). Akteure können sich zu Gruppen, d.h. zu Organisationen zusammenschliessen, um dadurch entweder

ihre Vorteile unter den gegebenen institutionellen Bedingungen zu vergrössern, wie Firmen in einer kapitalistischen Marktwirtschaft oder Lokalgruppen in einer tribalen Gesellschaft, oder um die institutionellen Regeln selber in ihrem Interesse zu verändern. Bei der Ausgestaltung institutioneller Regeln werden sich jene Akteure (oder Organisationen) mit der grösseren Verhandlungsmacht durchsetzen; es entstehen neue Institutionen oder bestehende werden transformiert, die den Interessen der Mächtigen mehr entsprechen als den Interessen der anderen Akteure, die über eine geringere Verhandlungsmacht verfügen, mit anderen Worten: aus sozialen Verhandlungsprozessen resultieren Institutionen mit den niedrigsten Transaktionskosten nicht für die Allgemeinheit, sondern nur für die mächtigeren Akteure (Ensminger/Knight 1997; Knight 1992; Hodgson 1993b).

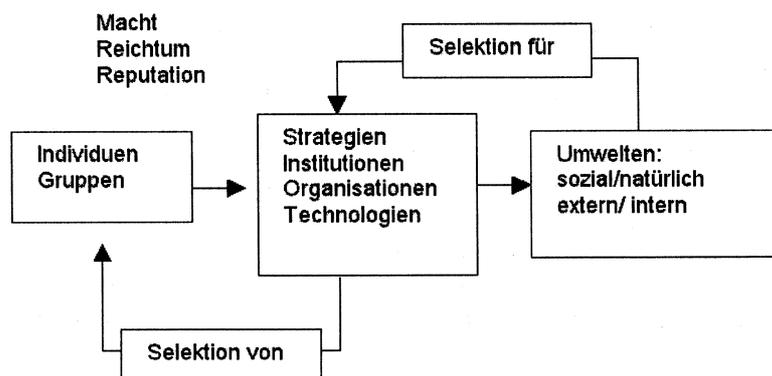
Generell erklärt sich in diesem Ansatz Kooperation von Individuen in einer Gruppe (bzw. Organisation) mit den grösseren individuellen Vorteilen, die sie dadurch erzielt werden: Ein Akteur handelt gruppenkonform und verzichtet auf individuelle Vorteile zugunsten seiner Gruppe, solange die Vorteile einer Gruppenmitgliedschaft für ihn grösser sind als die Nachteile als Folge von Gruppenkonformität (Homans 1958). Dennoch können – entgegen der Annahme des Strukturfunktionalismus – Normen (Institutionen) in Gruppen (Organisationen) nicht ausreichen, um gruppenkonformes Verhalten durchzusetzen. Dieses Problem des kollektiven Handelns besteht in der Gefahr, dass Gruppenmitglieder in den Genuss kollektiver Güter (Vorteile durch Gruppenmitgliedschaft) kommen können, ohne sich entsprechend an den Kosten für deren Bereitstellung beteiligt zu haben (Olson 1965; Douglas 1991; Bates 1994). Dieses Problem kann durch verschiedene Formen der sozialen Kontrolle, u.a. auch durch die selektive Belohnung von Einzelpersonen mit positionalen Gütern (Macht und Prestige), gelöst werden, die für das Zustandekommen von Kollektivhandeln sorgen. Das Problem des Trittbrettfahrens kann aber auch ungelöst bleiben, und die Gruppe erfüllt ihren Zweck nicht oder nur unvollständig. Dies führt uns zur Frage der sozialen Selektion.

Soziale Evolution

Die evolutionäre Ökonomie hat das Darwinsche Erklärungsmodell von Variation und Selektion in einem rein sozialwissenschaftlichen Zusammenhang umgesetzt (Nelson/Winter 1977; Hodgson 1993; Nelson/Dosi 1994; Nelson 1995). Ihre Verdienste liegen vor allem darin, dass sie nicht nur eine logisch konsistentere Erklärung von gesellschaftlichen Konstellationen, sondern auch von sozialen Veränderungen und historischen Prozessen als jene des Strukturfunktionalismus formuliert hat. Beispielsweise haben Vertreter einer evolutionären Ökonomie (Hodgson 1993; Nelson/Dosi 1994) die kapitalistische Marktkonkurrenz als Marktselektion aufgefasst, in der sich Unternehmen mit spezifischen Produktions-, Investitions- und Marketingstrategien bewähren und durchsetzen müssen. Der Erfolg von Firmen lässt sich in höheren Profiten oder am Zuwachs von Marktmacht bzw. der Vermeidung von Verlusten und Bankrott ablesen (Alchian 1950; Winter 1989). Auch die Verdrängung von alten und das Aufkommen neuer Technologien lassen sich evolutionär erklären, nämlich durch ihre unter-

schiedlichen Fähigkeiten, Produktionskosten zu senken und deshalb Profite zu steigern (Dosi 1982; 1988; Nelson/Winter 1977). Williamson (1975; 1985) und North (1981; 1990) sehen ausserdem die Organisationsformen von Unternehmen einer Marktselektion unterworfen, wobei u.a. die unterschiedliche Fähigkeit der zur Auswahl stehenden Organisationsformen, ihre Transaktionskosten zu senken, für ihren Selektionserfolg ausschlaggebend sind.

In der Ethnologie lassen sich Lokalgruppen analog zu Firmen in der kapitalistischen Marktkonkurrenz auffassen, die je nachdem einer Selektion durch die natürliche Umwelt (minimale Menge, saisonal und lokal schwankender Ressourcen in einem schlechten Jahr) wie in Wildbeutergesellschaften (Smith 1988; Kaplan/Hill 1992) oder einer Selektion durch eine soziale Umwelt von Krieg und Allianz ausgesetzt sind, wie in tribalen Gesellschaften (Helbling 2002). Es geht um evolutionäre, d.h. auch um historische Prozesse, die Zwangsläufigkeit und Zufälligkeit miteinander kombinieren. Dadurch unterscheidet sich die evolutionäre Ökonomie sowohl von den evolutionistischen Theorien der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft (die im Anschluss an Spencer auch Radcliffe-Brown in Form von ‚laws of social dynamics‘ aufzustellen beabsichtigte) als auch von soziobiologischen Theorien, die den Erfolg sozialen Handelns auf die Maximierung des individuellen Fortpflanzungserfolgs ausgerichtet sieht (Blute 1979; Nelson 1993). Das Modell der Evolutionsökonomie lässt sich zu einem Modell einer evolutionären Sozialwissenschaft verallgemeinern. Individuen und Gruppen müssen sich mittels spezifischer Strategien, Institutionen, Technologien und Organisationen an mehrdimensionale Umwelten anpassen. Variationen von Strategien, Institutionen, Technologien und Organisationsformen ergeben sich dadurch, dass Akteure mit unvollständigem Wissen und mit unterschiedlichen Interessen ausgestattet sind und in unsicheren Umwelten interagieren. Jene Gruppen werden sich in einer spezifischen Umwelt durchsetzen (bzw. durch Selektion begünstigt), die mit ihren spezifischen Institutionen, ihrer Organisation, ihren Strategien und Technologien die Anpassungsprobleme vergleichsweise besser lösen können als ihre Konkurrenten.



Der differenzielle Erfolg von Strategien und Technologien, Institutionen und Organisationen lässt sich nicht am individuellen Fortpflanzungserfolg ablesen, wie die Soziobiologie behauptet, sondern am wirtschaftlichen Erfolg, am politischen Machtgewinn und/oder am Zuwachs von Reputation (Bourdieu 1983), welche jenen Individuen und Gruppen zukommen, die mit Erfolg bestimmte Strategien wählen und Technologien anwenden, unter den entsprechenden institutionellen Bedingungen interagieren und sich zu Organisationen zusammenschliessen bzw. spezifische Organisationsformen aufweisen. Individuen und Gruppen interagieren jeweils in einem komplexen Sozialsystem (Gesellschaft, Weltgesellschaft), das aus wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Subsystemen besteht und eine spezifische Dynamik aufweist. Selektion ist definiert als ein dezentrierter Regulationsmechanismus, ein Auswahlprozess ohne Subjekt oder eine Problemkonstellation, die gemeistert werden muss, wozu unterschiedliche Selektionseinheiten auf derselben Ebene (Individuen, Gruppen oder Staaten) unterschiedlich gut in der Lage sind (Nelson 1995). Ausserdem haben Elster (1989), Simon (1993) und Hodgson (1993b) gezeigt, dass evolutionäre Prozesse nicht zwingend zu optimalen Lösungen führen, wie das die neoklassische Theorie der Marktkonkurrenz behauptet. Die Gründe sind u.a. Machtdifferenziale zwischen Akteuren und Gruppen sowie die Koevolution von Institutionen und die Pfadabhängigkeit sozialer Prozesse (North 1990). Diese Ausführungen sollten für den Nachweis ausreichen, dass sich mit Hilfe dieses Ansatzes gesellschaftliche Konstellationen, soziale Veränderungen und historische Prozessen sehr viel überzeugender analysieren lassen als innerhalb des strukturfunktionalistischen Paradigmas.

Evolution durch Variation und Selektion stellt aber auch gleichzeitig eine Alternative zur funktionalistischen Erklärungsweise dar. Nach Elster (1983) haben funktionale Erklärungen folgende Struktur: Akteur (A) hat ein Verhalten (C), das Vorteile (B) bringt, die jedoch nicht beabsichtigt sind ($A \rightarrow C \rightarrow B$). Die Kausalschleife (Zweckursache) von B über A bewirkt, dass C beibehalten wird: C wird durch die nicht beabsichtigten Vorteile B für A erklärt ($B \rightarrow A \rightarrow C$). Diese Kausalschleife lässt sich nun evolutionär interpretieren, denn der darwinistische Anpassungsmechanismus über Variation und Selektion bezieht sich gerade auf nicht-intentionale Beziehungen zwischen Verhalten und Vorteilen. Es muss dann empirisch nachgewiesen werden, dass C1 mehr Vorteile bringt als C2 und C3 und dass A1 aufgrund von C1 in einer bestimmten Umwelt Selektionsvorteile gegenüber A2 und A3 mit C2 bzw. C3 hat und sich deshalb gegen A2 und A3 durchsetzt. Diese evolutionäre Erklärung löst die genannten Probleme der funktionalistischen Erklärungsweise: tautologische Argumentation und unvollständige Deduktion. Die Entstehung von Varianten (Strategien, Institutionen, Technologien) erfolgt zwar intentional durch bestimmte Akteure, die damit ihre Interessen am besten verfolgen können. Weil Akteure aber unvollständig informiert sind (hinsichtlich ihrer Handlungsoptionen, der Auswirkungen gegenwärtiger Entscheide in Zukunft und im Aggregat etc.) und in einer unsicheren Umwelt interagieren (Interferenzen mit anderen Akteuren) sowie unterschiedliche Interessen haben, ergibt sich dennoch eine Variation von Strategien, Institutionen etc., die kontingent zum selektiven Auswahlmechanismus ist.

Auch handelt es sich bei einer institutionellen Innovation gemäss Ensminger/Knight (1997) zunächst lediglich um einen ‚focal point‘, einen ‚Verhandlungsvorschlag‘, über den weiteren Erfolg einer spezifischen Institution entscheiden dann die interne Selektion zwischen verschiedenen alternativen Institutionen (Kompatibilität der Institutionen, Handlungsweisen und Strukturen, also Koevolution) sowie soziale Verhandlungsprozesse, an denen Akteure mit unterschiedlicher Verhandlungsmacht beteiligt sind, wie die beiden Autoren am Beispiel der Veränderung der Heirats- und Brautpreismormen bei den Orma in Kenya darlegen. Institutionen sind dann Gleichgewichtspunkte sozialer Aushandlungsprozesse zwischen Akteuren mit unterschiedlichen Interessen und Verhandlungsmacht, wie wir bereits anhand von Gluckmans Beispiel ritualisierter Rebellionen gezeigt haben (vgl. auch Mirowski 1983; Axelrod 1986).

10. Krieg als Resultat strategischer Interaktion in einem anarchischen System

Der Ansatz, der Theorie der Praxis, Spieltheorie, Institutionenökonomie, Theorie des kollektiven Handelns und Evolutionsökonomie miteinander kombiniert, lässt sich am Beispiel einer Theorie des tribalen Krieges veranschaulichen und den einschlägigen strukturfunktionalistischen Theorien von Evans-Pritchard und Rappaport gegenüberstellen. Es geht uns auch hier nicht um den tribalen Krieg als solchen, sondern lediglich um die Illustration einer paradigmatischen Alternative zum Strukturfunktionalismus.

Auswirkungen des Krieges auf Gesellschaft und Individuen

Ich habe gezeigt, dass tribale Krieg weder mit seinem positiven Beitrag zum Bestandserhalt lokaler Ökosysteme noch einer Gesamtgesellschaft erklärt werden kann, dass er vielmehr negative Auswirkungen auf Lokalgruppen und Individuen hat und jene Probleme selber verursacht, deren Lösung er angeblich darstellt. Krieg fordert Menschenleben (Tote und Verletzte, Frauenraub), zerstört Ressourcen (Felder, Bäume, Tiere, Häuser) und zwingt zur Fehlallokation von wirtschaftlichen Ressourcen (Gabentausch, Verteidigungsmassnahmen, Unbenutzbarkeit von fruchtbarem Land an den Grenzen, Übernutzung der Böden). Es ist deshalb schwer einsehbar, in welcher Hinsicht Krieg für irgend jemanden von Vorteil sein sollte. Auch die Akteure in kriegerischen Gesellschaften sehen den Krieg nicht als Vorteil. Selbst die mutigsten Krieger halten den Krieg für eine schlechte Sache, wenn auch für unvermeidbar. Wenn aber Lokalgruppen in einer bereits kriegerischen Umwelt interagieren und der Krieg den dominanten Selektionsfaktor darstellt, werden sich jene Lokalgruppen mit der besseren Strategie (Formen der Kriegsführung), überlegeneren Produktionstechnologien und Institutionen (zwecks Produktion von Gaben für Alliierte), mit effizienterer Organisation (grosse Gruppen, fähige Kriegsanführer) und überzeugenderen und verbindlicheren Ideologien (einem kriegerischen Ethos) durchsetzen.

Ursachen des tribalen Krieges

Weshalb aber führen Lokalgruppen, deren Strategien auf die Maximierung von Vorteilen und Minimierung von Nachteilen abzielen, Krieg, obwohl er für alle Beteiligten nur von Nachteil ist? Im Wesentlichen sind zwei strukturelle Rahmenbedingungen dafür verantwortlich: 1) das Fehlen einer gesellschaftsübergreifenden Sanktionsinstanz, einer Zentralgewalt wie eines Staates, der die gewaltsame Austragung von Konflikten zwischen Lokalgruppen verhindern kann. Diese politische Autonomie von Lokalgruppen ist jedoch nur eine notwendige, aber keine hinreichende strukturelle Rahmenbedingung, weil Wildbeutergruppen keine Kriege gegeneinander führen, obwohl auch sie in einem anarchischen System interagieren. Eine zweite Bedingung muss deshalb hinzukommen, nämlich 2) die Abhängigkeit der Lokalgruppen von lokal konzentrierten Ressourcen, wie sie bei Feldbauern, sesshaften Fischern und Viehzüchternomaden vorliegt, nicht aber bei Wildbeutern. Sind Lokalgruppen auf lokal konzentrierte Ressourcen angewiesen, können sie sich nur unter hohen Opportunitätskosten Konflikten mit benachbarten Gruppen entziehen. Diese strukturellen Rahmenbedingungen – politische Autonomie und Abhängigkeit der Lokalgruppen von lokal konzentrierten Ressourcen – setzen eine kriegerische Interaktion zwischen den Lokalgruppen in Gang, die sich als Gefangenendilemma interpretieren und mit Hilfe der Spieltheorie beschreiben lässt.

Politisch autonome, territorial fixierte Lokalgruppen würden es vorziehen, ihre Konflikte auf friedliche Weise beizulegen und auf eine gewaltsame Austragung von Konflikten zu verzichten, da sie auf diese Weise die erheblichen Kosten und Nachteile vermeiden könnten, die mit dem Krieg verbunden sind. Eine einseitige Friedensstrategie (Kooperation) wäre aber für jede Lokalgruppe zu riskant, denn sie würde von den anderen Gruppen als Schwäche interpretiert und diese zu Angriffen ermuntern. Eine Konfrontationsstrategie ermöglicht demgegenüber nicht nur grössere Gewinne (die anderen Gruppen dezimieren, vertreiben oder vernichten, Beute machen), sondern hilft auch, mögliche Risiken zu vermindern, d.h. auf Überraschungsangriffe vorbereitet zu sein und Feinde von Angriffen abzuschrecken (Evens 1985; Helbling 1996b; 1999). Aus diesem Grund sind auch an sich friedenswillige Lokalgruppen zu einer Konfrontationsstrategie gezwungen. Dies ist auch deshalb der Fall, weil Flucht – aufgrund hoher wirtschaftlicher Opportunitätskosten – keine Alternative zu kriegerischer Auseinandersetzung bietet. Unter den gegebenen strukturellen Rahmenbedingungen ist also eine unilaterale Friedensstrategie zu riskant, und jede Lokalgruppe ist gezwungen, aus Sicherheitsgründen eine Konfrontationsstrategie zu wählen. Dies entspricht der Logik des Gefangenendilemmas, dessen Pointe gerade darin besteht, dass sich durch die Interaktion strategisch handelnder Lokalgruppen eine Konstellation ergibt, die weder für die einzelnen Lokalgruppen noch für die gesamte Gesellschaft die beste Lösung darstellt.⁶ Krieg ist somit – bei gleichzeitiger Metapräferenz für

⁶ Auch in einem iterierten Gefangenendilemma mit beliebig vielen Lokalgruppen setzt sich offenbar keine Tit-for-Tat-Strategie konditionaler Kooperation durch (Axelrod 1987). Zwei Gründe sind dafür verantwortlich: Erstens ist keine Gruppe ausreichend gut über die Absichten der anderen informiert und muss die eigene Position (Vergeltung auf einen Kooperationsabbruch) den anderen Akteuren glaubhaft mitteilen. Diese Unsicherheit steigt zudem mit

Frieden – das paradoxe Resultat der strategischen Interaktion von Lokalgruppen, und er dient keiner Funktion, wie Evans-Pritchard und Rappaport behaupten.

Das Überleben jeder Lokalgruppe hängt unter den gegebenen anarchischen Bedingungen von ihrer Fähigkeit ab, grösser und stärker zu werden als ihre potenziellen Gegner und mehr Alliierte zu rekrutieren als diese. Die militärische Superiorität der einen Gruppe bedeutet jedoch zwangsläufig eine entsprechende Unterlegenheit der anderen Gruppen, was diese wiederum zur Aufrüstung zwingt. Die Lokalgruppen befinden sich somit in einem Konflikt verschärfenden Sicherheitsdilemma. Jede Gruppe muss unter diesen Umständen versuchen, in einem für sie günstigen Moment loszuschlagen und die feindlichen Gruppen zu dezimieren oder zu vertreiben, um nicht von diesen in einem ungünstigen Moment angegriffen zu werden (vgl. Helbling 1996b; 1999).

Tribaler Krieg erklärt sich somit aufgrund spezifischer struktureller Rahmenbedingungen und einer spezifischen strategischen Interaktion zwischen Lokalgruppen, die daraus resultiert. Krieg ist das nicht-intentionale Resultat der Interaktion strategisch handelnder Lokalgruppen unter den gegebenen strukturellen Rahmenbedingungen.

Anpassungen der Lokalgruppen in einer kriegerischen Umwelt

Um sich in einer durch Krieg geprägten Umwelt behaupten zu können, muss jede Lokalgruppe ihre eigene Kampfkraft steigern und Kriegsverbündete rekrutieren. Zu diesem Zweck muss sie versuchen, grösser zu werden als ihre Gegner (durch hohe Geburtenraten, Frauenraub, Förderung von Zuwanderung und Zusammenschluss mit anderen); sie muss auch die Gabenproduktion steigern, um mehr Alliierte mit alternativen Bündnisoptionen zu gewinnen als ihre Gegner. Wie wir bereits am Beispiel der Maring gesehen haben, führt dies mit der Zeit unweigerlich zu einer Übernutzung lokaler Ressourcen (von Feldern und Weiden) und zu einer erheblichen Steigerung des Arbeitsaufwandes. Diesen Preis muss aber jede Lokalgruppe für ihr Überleben in einer kriegerischen Umwelt bereit sein zu zahlen, denn eine kleine Lokalgruppe ohne Alliierte könnte sich in der militärischen Konkurrenz mit benachbarten Gruppen nicht behaupten.

der Anzahl der involvierten Lokalgruppen. Keine Gruppe kann je sicher sein, dass die anderen Gruppen sich ebenfalls für eine Tft-Strategie entschieden haben, die aus diesem Grund schwierig zu handhaben und riskant ist, denn jeder Akteur kann die anderen falsch einschätzen und von diesen falsch eingeschätzt werden (Hirshleifer/Martinez Coll 1988). Ein friedfertiger Spielzug der einen Gruppe kann von den anderen als Anzeichen von Schwäche (immer F), als Finte zur Camouflierung einer heimlichen Konfrontationsstrategie (K) oder als tatsächliche Bereitschaft zu einer Tft-Strategie interpretiert werden. Eine Reputation der Gewaltbereitschaft und eine negative Etikettierung der anderen Gruppen soll der Abschreckung dienen; sie steigert aber auch gegenseitige Provokationen und Erstschläge genauso wie die Etikettierung der anderen als potenzielle Feinde, denen es zu misstrauen gilt. Zweitens ist die Natur des ‚Spieles‘ selbst für das Scheitern einer kooperativen Tft-Strategie verantwortlich. Eine Tft-Strategie erzielt bei zeremoniellem Gabentausch gute Resultate, weil auf eine Weigerung des anderen, eine Gabe zu erwidern, umgehend und ohne grosse (materielle) Verluste mit dem Abbruch der Tauschbeziehung reagiert werden kann (vgl. Görlich 1992; Ziegler 1990). Geht es aber um das Überleben oder die Vernichtung von Lokalgruppen in einer unsicheren Umwelt, wäre selbst eine Tft-Strategie zu riskant, denn für eine Vergeltung wäre es für eine Lokalgruppe nach einer militärischen Niederlage bereits zu spät (Riker 1962).

Falls eine Lokalgruppe militärisch erfolgreich ist, kann sie die Übernutzung ihrer Ressourcen immer noch dadurch kompensieren, dass sie Land von besiegten Nachbargruppen annektiert, die kleiner und militärisch schwächer waren, weil sie eine ökonomisch effizientere Landwirtschaft und Schweinezucht betrieben haben (vgl. Peoples 1982; Helbling 1993).

Die kriegerische Selektion von Lokalgruppen ist auch mit der gruppeninternen Organisationsstruktur (Häuptlingstum) und Institutionen (kriegerisches Ethos) rückgekoppelt. Die Herausbildung eines Häuptlingstums (Big men) als spezifischer Form der Organisation von Lokalgruppen ist ebenso das Resultat evolutionärer Prozesse wie die Herausbildung von Institutionen, die kollektives Handeln (kriegerisches Ethos, Grosszügigkeit gegenüber Alliierten) fördern. Die spezifischen Handlungsnormen und Verhaltensideale (also Institutionen) in kriegerischen Gesellschaften prämiieren Gewaltbereitschaft, und die gruppeninterne Selektion (über positive und negative Sanktionierung der Normen) belohnt Akteure mit einer Präferenz für normenkonformes Verhalten: Männer für ihre Kampfbereitschaft, Haushalte für grosszügige Beiträge (Schweine) zu den Allianzfesten, Frauen als Mütter von vielen Söhnen. Allerdings scheinen soziale Anerkennung und Prestige für ein kollektiv vorteilhaftes (normenkonformes) Verhalten der Gruppenmitglieder nicht auszureichen, da Trittbrettfahren individuell grössere Vorteile bringt: Schweine innerhalb der Familie zu konsumieren und immer noch in den Genuss der Unterstützung von Alliierten zu kommen, zu deren Rekrutierung nur die anderen Familien beigetragen haben, bringt mehr individuelle Vorteile, als selber für die Allianzfesten Schweine bereitzustellen. Selbst die mutigsten Krieger fürchten den Krieg, da sie getötet oder verletzt werden können. Sie sind deshalb kaum begeistert, in den Krieg zu ziehen. Aus diesen Gründen droht das Scheitern kollektiven Handelns durch die Attraktivität des Trittbrettfahrens und damit die ‚Tragödie eines militärischen Misserfolgs‘ (vgl. Olson 1965; Ostrom 1990).

Selbst die normativ verstärkte Einsicht der Gruppenmitglieder in die Notwendigkeit von Allianzfesten und Kriegsbereitschaft führt also nicht automatisch zu einem entsprechenden Kollektivhandeln, wie die Strukturfunctionalisten behaupten. In diesem Kontext haben sich hierarchischere Organisationsformen von Lokalgruppen evolutionär herausgebildet, d.h. mit starken Anführern, die für ihren Beitrag zur Bereitstellung kollektiver Güter (Allianzgüter) und zur Sicherstellung kollektiven Handelns (Kriegsbereitschaft) selektiv mit positionalen Gütern (Status, Macht) belohnt werden (Wilson 1973). Die lokalen Anführer verdanken ihren Status, ihre Macht und ihr Prestige ihrer Rolle als kluge Organisatoren von (unvermeidbaren) Kriegszügen und mutige Krieger, als Organisatoren und grosszügige Gastgeber bei Allianzfesten sowie als geschickte Streitschlichter und Diplomaten, die Alliierte rekrutieren. Sie handeln (aufgrund individuell-selektiver Anreize) kollektiv, indem sie die anderen Gruppenmitglieder dazu veranlassen, sich im Interesse der Gruppe zu verhalten, d.h. Allianzgüter bereitzustellen und in den Krieg zu ziehen. Die lokalen Anführer tragen also nicht nur zur Lösung von Koordinations-, sondern auch von Kooperationsproblemen in Lokalgruppen bei. Ihre Macht und ihr Status, mit dem sie

ausgestattet sind, reichen jedoch nicht immer aus, um die Gruppenmitglieder zu kollektivem Handeln zu veranlassen. Letztlich setzen sich Institutionen kollektiven Handelns – Kriegsbereitschaft und Entschlossenheit sowie grosszügige Beiträge zu Allianzfesten – ebenso wie die für deren Durchsetzung notwendigen Organisationsformen – Hierarchisierung der Lokalgruppe durch ‚Big men‘ – über die kriegerische Gruppenselektion durch: Nur Gruppen mit einem höheren Anteil grosszügiger Mitglieder und kriegsbereiter Männer werden in einer kriegerischen Umwelt überleben (Peoples 1982).

Mit den hier vorgestellten Alternativansätzen zum Strukturfunktionalismus lässt sich nicht nur Konflikt, sondern auch Kooperation erklären. Dies gelingt jedoch nicht mit Hinweis auf entsprechende Normen und Rituale, wie nach den Strukturfunktionalisten, sondern mithilfe der (anspruchsvolleren) Prämisse, dass Akteure interessenorientiert handeln und Kooperation für sie auch mit Nachteilen verbunden sein kann. Kooperation spielt in tribalen Gesellschaften hauptsächlich innerhalb der Lokalgruppen eine zentrale Rolle. Sie erklärt sich letztlich als Resultat der kriegerischen Konkurrenz zwischen den Lokalgruppen, denn die Schwächung der Gruppensolidarität würde das Überleben aller Gruppenmitglieder unmittelbar gefährden. Verwandtschaftliche Verpflichtungen zwischen Gruppenmitgliedern, Institutionen zur friedlichen Beilegung gruppeninterner Konflikte, ideologische und rituelle Förderung einer Gruppenidentität und die Autorität von Gruppenanführern stärken den Zusammenhalt einer Lokalgruppe zusätzlich und fördern die Koordination von Akteuren mit gleichgerichteten Interessen. Insofern Akteure auch divergierende Interessen haben, ergeben sich zusätzlich Kooperationsprobleme, die in gruppeninternen Verhandlungen zwischen Akteuren mit unterschiedlicher Verhandlungsmacht gelöst werden müssen. Kooperation findet auch zwischen verbündeten Lokalgruppen statt, die sich zusammen gegen gemeinsame Feinde besserstellen, als wenn sie keine Allianzen schliessen würden. Allianzen sind zwar immer prekär, und sie müssen durch Heiraten, Gabentausch und Feste immer wieder und mit hohen Kosten bestärkt werden; gleichzeitig aber muss jede Lokalgruppe immer auch vor ihren eigenen Verbündeten auf der Hut sein, da diese von einer momentanen Schwäche sofort profitieren würden. Die tribale Gesellschaft enthält kein teleologisches Ziel zu Kooperation und Harmonie, sondern sie ist lediglich das Feld, in dem sich die Strategien der Lokalgruppen auswirken und nicht intendierte Auswirkungen zeitigen. Zu diesen nicht intendierten Auswirkungen der strategischen Interaktion von Lokalgruppen gehört auch der permanente Kriegszustand, in dem jederzeit Kriege ausbrechen können. Und es ist diese konfliktive, kriegerische Umwelt, die auch die spezifischen Formen der Kooperation – zwischen Mitgliedern einer Lokalgruppe und zwischen Alliierten – erklärt.

Entstehung des Krieges

Wie wir gesehen haben, zeigt der Strukturfunktionalismus keinerlei Interesse an historischen Prozessen, die zum Entstehen sozialer Tatbestände geführt haben; vielmehr werden diese innerhalb eines synchronen Systems und mit ihren positiven Beiträgen zum Bestandserhalt dieses Systems erklärt. Der Krieg ist jedoch

nicht nur die dominante Selektionsbedingung in tribalen Gesellschaften, sondern selber Resultat evolutionärer Prozesse. Insofern gibt es eine Analogie zum ‚Markt‘, der sich ebenfalls in evolutionären Prozesse gegen Alternativen durchgesetzt hat und dann – einmal etabliert – zum ökonomischen Selektionsfaktor wurde (von Hayek in Hodgson 1993, 176f.). Kriege zwischen Lokalgruppen entstanden zum historisch ersten Mal während des Meso- bzw. Neolithikums mit der Sesshaftwerdung der ersten Bauern und – etwas früher – mesolithischer Fischer (Gabriel 1990; Ferrill 1985), auch wenn Gewalt zwischen Personen bereits in Wildbeutergesellschaften durchaus üblich war. Die Abnahme von Wildtierpopulationen und der Jagderträge (Rückgang von Grosswildbeständen wegen Rückgang der Savannen) sowie ökologische Bedingungen, welche am Ende der letzten Eiszeit (über die Entstehung von Seen und Flüssen) Fischfang ermöglichten und die Domestikation von Tieren und Pflanzen förderten (Kaplan/Hill 1992, 198), haben einen graduellen Prozess zunehmender Sesshaftigkeit und Abhängigkeit von lokal konzentrierten Ressourcen in Gang gesetzt. Mit dem Zuwachs der Siedlungsdichte haben die Distanzen zwischen Dörfern abgenommen; weil dadurch die gegenseitige Bedrohung – sogar ohne Ressourcenknappheit – zugenommen hat, haben sich auch die Konflikte zwischen Lokalgruppen intensiviert. Weil Lokalgruppen einander nicht mehr ausweichen konnten (ausser um den Preis, Ernten und Fischfanggründe zu verlieren) und eine Zentralgewalt fehlte, mussten sie nun Konflikte auf eine andere, eben kriegerische Weise austragen. Die Entstehung einer kriegerischen Umwelt war also das nicht beabsichtigte Resultat von Sesshaftigkeit in einem anarchischen System. War eine solche kriegerische Umwelt als vorherrschender Selektionsfaktor erst einmal entstanden, hatten Gruppen, die daran besser angepasst waren, militärische Vorteile gegenüber weniger gut gerüsteten Lokalgruppen oder gegenüber unkriegerischen Gruppen, wie beispielsweise Wildbeutergruppen.

11. Zusammenfassung

Ich habe versucht zu zeigen, wie innerparadigmatische Probleme – vor allem angesichts eines konfliktiveren ausserakademischen Umfelds seit den 1960er-Jahren – letztlich zum Niedergang und Ende des strukturfunktionalistischen Paradigmas in der Ethnologie geführt haben. Seine Hauptprobleme liegen hauptsächlich in seiner Unfähigkeit, Konflikte und soziale Veränderungen zu analysieren, in der Reduktion von Gesellschaft auf Kultur, d.h. auf Normen und Werte sowie in der Logik der funktionalistischen Erklärungsweise. Besonders deutlich zeigten sich die Schwächen des Strukturfunktionalismus am Beispiel von zwei Theorien des tribalen Krieges (von Evans-Pritchard und von Rappaport). Wir haben auch gesehen, dass überzeugendere Erklärungen tribaler Kriege jenseits des Strukturfunktionalismus sehr wohl möglich sind und dass Theorie der Praxis, Spieltheorie, Neuer Institutionalismus, Theorie des kollektiven Handelns und Evolutionsökonomie durchaus nicht im Funktionalismus verhaftet bleiben, wie Kincaid (in diesem Heft) behauptet. Eine solche paradigmatische Alternative unterscheidet sich vor allem durch zwei Aspekte vom Strukturfunktionalismus:

Erstens durch die Annahme von konfliktiven Sozialstrukturen, welche die Verteilung von Handlungsressourcen und Verhandlungsmacht sowie die Interessen der Akteure bestimmen, und zweitens dadurch, dass Handlungsweisen und Institutionen nicht mehr mit Bezug auf die Reproduktionsbedingungen des Systems erklärt werden, sondern durch Rückbindung auf die Interessenkonstellationen strategisch interagierender Akteure.

Krieg ist zwar ein spezifischer sozialer Tatbestand, der vor allem Konflikt und Konfrontation in den Vordergrund rückt. Aber selbst hier spielt Kooperation eine entscheidende Rolle: Kooperation zwischen den Mitgliedern einer Lokalgruppe und zwischen verbündeten Lokalgruppen. Aber Kooperation ist immer erklärungsbedürftig und kein teleologisches Ziel eines Gesellschaftssystems, wie der Strukturfunktionalismus behauptet, und die Kooperation strategisch interagierender Akteure lässt sich auch nicht durch Rückgriff auf Normen und Werte erklären. Selbst bei gleichen Interessen der Akteure ergeben sich Koordinationsprobleme, und wenn die Akteure teilweise divergierende Interessen haben sogar Verhandlungsprobleme, die nicht unbedingt zu optimalen Lösungen führen. In tribalen Gesellschaften ist der Grund für das Gelingen von Kooperation letztlich die kriegerische Konkurrenz zwischen Lokalgruppen. Auch in staatlichen Gesellschaften wie jenen, die Gluckman analysiert, gibt es neben (teilweise staatlich erzwungener) Kooperation auch (strukturbedingte) Konflikte, deren Neutralisierung von entsprechenden Institutionen und Ideologien abhängt, die wiederum Resultat von innerstaatlichen Kräftebeziehungen zwischen den konstituierenden Klassen sind.

Bibliographie

- Acheson, J. (1994), Welcome to Nobel Country: A Review of Institutional Economics, in: J. Acheson (ed.) *Anthropology and Institutional Economics. Monographs in Economic Anthropology, No. 12*, Lanham, 3–42
- Alchian, A. (1950), Uncertainty, Evolution, and Economic Theory, in: *Journal of Political Economy* 58, 211–221
- Axelrod, R. (1986), An Evolutionary Approach to Norms, in: *American Political Science Review* 80, 1095–1111
- (1987), *Die Evolution der Kooperation*, München
- /R. Keohane (1986), Achieving Cooperation under Anarchy, in: K. Oye (ed.), *Cooperation under Anarchy*, Princeton
- Bailey, F. (1969), *Strategems and Spoils. A Social Anthropology of Politics*, Oxford
- Barth, F. (1959), Segmentary Opposition and the Theory of Games: A Study of Pathan Organization, in: *The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 89, 5–22
- Bates, R. (1994), Social Dilemma and Rational Individuals. An Essay on the New Institutionalism, in: J. Acheson (ed.), *Anthropology and Institutional Economics. Monographs in Economic Anthropology, No. 12*, Lanham, 43–66
- Blute, M. (1979), Sociocultural Evolutionism: An Untried Theory, in: *Behavioral Science* 24, 46–59
- Bourdieu, P. (1983), Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: R. Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen, 183–198

- (1987), *Der soziale Sinn*, Frankfurt
- Buchler, I./H. Nutini (eds.) (1969), *Game Theory in the Behavioral Sciences*, Pittsburgh
- Bühl, W. (Hg.) (1975), *Funktion und Struktur*, München
- Cancian, F. (1972), Varieties of Functional Analysis, in: D. Sills (ed.), *International Encyclopedia of the Social Sciences 6*, New York, 29–43
- (1980), Risk and Uncertainty in Agricultural Decision Making, in: P. Barlett (ed.), *Agricultural Decision Making*, New York, 161–176
- Dahrendorf, R. (1957), *Soziale Klassen und Klassenkonflikt*, Stuttgart
- Davis, K. (1959), The Myth of Functional Analysis as a Special Method in Sociology and Anthropology, in: *American Sociological Review 24*, 757–772
- Douglas, M. (1991), *Wie Institutionen denken*, Frankfurt
- Durkheim, E. (1893), *Über die gesellschaftliche Arbeitsteilung*, Frankfurt
- (1912), *Elementare Formen des religiösen Lebens*, Frankfurt
- Elster, J. (1983), *Explaining Technical Change*, Cambridge
- (1989), *Nuts and Bolts for the Social Sciences*, Cambridge
- Ensminger, J. (1992), *Making a Market. The Institutional Transformation of an African Society*, New York
- /J. Knight (1997), Changing Social Norms. Common Property, Bridewealth, and Clan Exogamy, in: *Current Anthropology 38*, 1–24
- Evans-Pritchard, E. (1940), *The Nuer*, Oxford
- (1951), *Kinship and Marriage Among the Nuer*, Oxford
- /M. Fortes, (eds.) (1940), *African Political System*, London
- Evens, T. (1985), The Paradox of the Nuer Feud and Leopard-Skin Chief, in: *American Ethnologist 12*, 84–102
- Ferrill, A. (1985), *The Origin of War*, Boulder
- Gabriel, R. (1990), *The Culture of War*, New York
- Gat, A. (2000), The Human Motivational Complex. Evolutionary Theory and the Causes of Hunter-Gatherer Fighting: in: *Anthropological Quarterly 73*, 20–34 (part1), 74–88 (part 2)
- Geertz, C. (1973), *The Interpretation of Culture*, New York
- Giddens, A. (1976), *Central Problems in Social Theory*, London
- Gluckman, M. (1954), *Custom and Conflict in Africa*, New York
- (1963), *Order and Rebellion in Tribal Africa*, London
- (1965), *Politics, Law and Ritual in Tribal Society*, Oxford
- Görlich, J. (1992), Tausch als rationales Handeln: zeremonieller Gabentausch und Tauschhandel im Hochland von Papua-Neuguinea, Berlin
- Gould, S./ R. Lewontin (1979), The Spandrels of San Marco and the Panglossian Paradigm, in: *Proceeding of the Royal Society of London, series B 205*, 581–598
- Hawkes, K. (1992), Sharing and Collective Action. In: E. Smith/B. Winterhalder (eds.) *Evolutionary Ecology and Human Behavior*, New York
- Helbling, J. (1992), Ökologie und Politik in nicht-staatlichen Gesellschaften, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie 2*, 203–225
- (1993), Reproduktion der Lokalgruppen bei den Maring, in: *Zeitschrift für Ethnologie 116*, 135–165
- (1998), The Dynamics of War and Alliance among the Yanomami, in: G. Elwert/D. Neubert/S. Feuchtwang (eds.), *Dynamics of Violence. Processes of Escalation and De-escalation of Violent Group Conflicts*, *Sonderheft der Zeitschrift Sociologus*, Berlin, 103–118

- (1999), Krieg und Frieden in Gesellschaften ohne Zentralgewalt: Theorien und Perspektiven, in: *Tsantsa* 4, 11–25
- (2002), Koevolution und die Sozialwissenschaften, in: E. Kubli (Hg.) *Ko-Evolution. Publikation der Ringvorlesung VHS. Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich*, Heft 3
- Hirshleifer, J. (1982), Evolutionary Models in Economics and Law, in: *Research in Law and Economics* 4, 1–60
- /J. Martinez-Coll (1988), What Strategies can Support the Evolutionary Emergence of Cooperation? In: *Journal of Conflict Resolution* 32, 367–398
- Hodgson, G. (1993a), Institutional Economics: Surveying the ‚Old‘ and the ‚New‘, in: G. Hodgson (ed.), *The Economics of Institutions*, Cambridge, 50–77
- (1993b), *Economics and Evolution*, Cambridge
- Holy, L./M. Stuchlik (1983), *Actions, Norms and Representations*, Cambridge
- Homans, G. (1958), Social Behavior as Exchange, in: E. Leclair/H. Schneider (eds.) (1968), *Economic Anthropology*, New York, 109–121
- Johnson, A. (1980), The Limits of Formalism in Agricultural Decision Research, in: P. Barlett (ed.), *Agricultural Decision Making*, New York, 19–43
- Johnson, D. (1981), The Fighting Nuer, in: *Africa* 51, 508–527
- (1982), Tribal Boundaries and Border Wars, in: *Journal of African History* 9, 183–203
- (1985), Foretelling Peace and War, in: M. Daly (ed.), *Modernization in the Sudan*, New York
- (1986a), The Historical Approach to the Study of Societies and their Environment in the Eastern Upper Nile Plains, in: *Cahiers d'études africaines* 26, 131–144
- (1986b), Judicial Regulations and Administrative Control, in: *Journal of African History* 27, 59–78
- Kaplan, H./K. Hill (1992), The Evolutionary Ecology of Food Acquisition, in: E. Smith/B. Winterhalder (eds.), *Evolutionary Ecology and Human Behavior*, New York, 167–201
- Kelly, R. (1985), *The Nuer Conquest*, Ann Arbor
- Knight, J. (1992), *Institutions and Social Conflict*, New York
- Kuper, A. (1980), Great Britain: Fuctionalism at Home, in: S. Diamond (ed.), *Anthropology: Ancestors and Heirs*, Den Haag
- (1983), *Anthropology and Anthropologists*, London
- Leach, E. (1954), *Political Systems of Highland Burma*, London
- Lévi-Strauss, C. (1967), *Strukturelle Anthropologie I*, Frankfurt
- Levy, M. (1972), Structural-Functional Analysis, in: D. Sills (ed.), *International Encyclopedia of the Social Sciences* 6, New York, 21–29
- Malinowski, B. (1922), *Argonauts of the Western Pacific*, New York
- (1929), *The Sexual Life of the Savages in North-Western Melanesia*, New York
- (1935), *Coral Gardens and their Magic*, London
- (1944), *A Scientific Theory of Culture*, Chapel Hill
- (1948), *Magic, Science and Religion*, Garden City
- Meggitt, M. (1974), ‚Pigs Are Our Hearts‘: The Te Exchange Cycle Among the Mae Enga of New Guinea, in: *Oceania* 44, 165–203
- (1977), *Blood is their Argument: Warfare among Mae Enga Tribesmen of the New Guinea Highlands*, Palo Alto
- Merton, R. (1957), *Social Theory and Social Structure*, Glencoe
- Mills, C. (1973), *Die soziologische Denkweise*, Darmstadt

- Mirowski, P. (1983), Institutions as a Solution Concept in a Game Theory Context, in: G. Hodgson (ed.), *The Economics of Institutions*, Cambridge, 105–127
- Nelson, R. (1995), Recent Evolutionary Theorizing about Economic Change, in: *Journal of Economic Literature* 33, 48–90
- /G. Dosi (1994), Theorien der Evolution in den Wirtschaftswissenschaften, in: V. Braitenberg/I. Hosp (Hg.) *Evolution: Entwicklung und Organisation in der Natur*, Reinbeck, 192–234
- /S. Winter (1982), *An Evolutionary Theory of Economic Change*, Cambridge/MA
- North, D. (1981), *Structure and Change in Economic History*, New York
- (1990), *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*, Cambridge
- Olson, M. (1965), *The Logic of Collective Action*, Cambridge
- Ostrom, E. (1990), *Governing the Commons: The Evolution of Institutions for Collective Action*, Cambridge
- Peoples, J. (1982), Individual or Group Advantage? A Reinterpretation of the Maring Ritual Cycle, in: *Current Anthropology* 23, 291–310
- Posner, R. (1980), A Theory of Primitive Society, in: *Journal of Law and Economics* 23, 1–53
- Radcliffe-Brown, A. (1930/31), The Social Organization of Australian Tribes, in: A. Kuper (ed.), *The Social Anthropology of Radcliffe-Brown*, London, 131–173
- (1935), On the Concept of Function in Social Science, in: Radcliffe-Brown (1952), 178–187
- (1940), On Social Structure, in: Radcliffe-Brown (1952), 188–204
- (1948), *The Andaman Islanders*, New York
- (1951), The Comparative Method in Social Anthropology, in: A. Kuper (ed.), *The Social Anthropology of Radcliffe-Brown*, London, 53–69
- (1952), *Structure and Function in Primitive Society*, New York
- /D. Forde (1950), in: A. Radcliffe-Brown/D. Forde (eds.) (1950), *African Systems of Kinship and Marriage*, London, 1–87
- Rapoport, A. (1976), *Kämpfe, Spiele und Debatten*, Darmstadt
- Rappaport, R. (1968), *Pigs for the Ancestors: Ritual in the Ecology of a New Guinea People*, New York
- Riker, W. (1962), *Theory of Political Coalition*, Englewood Cliffs
- Sahlins, M. (1968), *Tribesmen*, Englewood Cliffs
- (1972), *Stone Age Economics*, London
- (1981), *Kultur und praktische Vernunft*, Frankfurt
- Schelling, T. (1960), *The Strategy of Conflict*, Cambridge
- Simon, H. (1989), Behavioural Economics, in: J. Eatwell et al. (eds.), *The New Palgrave*, London
- (1993), *Homo rationalis*, Frankfurt
- Smith, E. (1988), Risk and Uncertainty in the 'Original Affluent Society', in: T. Ingold/D. Riches/J. Woodburn (eds.), *Hunters and Gatherers, Vol. 1*, New York
- Southwold, M. (1969), A Games Model of African Tribal Politics, in: I. Buchler/H. Nutini (eds.), *Game Theory in the Behavioral Sciences*, Pittsburgh, 23–43
- Swartz, M./V. Turner (eds.) (1966), *Political Anthropology*, New York
- Taylor, M. (1982), *Community, Anarchy, and Liberty*, Cambridge
- (1992), *The Possibility of Cooperation*, Cambridge
- Vayda, A. (1976), *War in Ecological Perspective*, New York
- (1989) Explaining Why Marings Fought, in: *Journal of Anthropological Research* 45, 59–177
- Williamson, O. (1975), *Markets and Hierarchies*, New York

— (1985), *The Economic Institutions of Capitalism*, New York

Wilson, J. (1973), *Political Organization*, New York

Winter, S. (1989), Competition and Selection, in: J. Eatwell et al. (eds.), *The New Palgrave*, London

Ziegler, R. (1990), The Kula, in: M. Hechter/R. Wippler/K.-D. Opp (eds.), *Social Institutions: Social order, Barter, and Ceremonial Exchange*, Berlin, 141–168